



Michael Schiblsky
Trauerwege
Beratung für helfende Berufe

Patmos Verlag Düsseldorf

3-491-72215-2

Michael Schiblsky, Dr. theol., geboren 1946, ist nach neun Jahren Gemeindepfarramt seit 1987 Professor für Sozialethik und Anthropologie an der Evgl. Fachhochschule Bochum und Lehrbeauftragter der Ruhr-Universität Bochum.

Gespräche mit Trauernden gehören zu den anspruchsvollsten und schwierigsten Aufgaben des Pfarrers und der Pfarrerin. Auch Ärzte und Mitarbeiter in helfenden und pflegenden Berufen stehen oft ratlos vor dieser Aufgabe. Wer sich aber darauf einläßt, entdeckt: Trauer-Begleitung ist Lebens-Begleitung.

Das vorliegende Buch lebt von der Grundüberzeugung: Trauerbegleitung ist Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte. Das führt uns auch zu unserer persönlichen Glaubensgeschichte. Diese biographisch orientierte Trauerbegleitung beginnt im Sterbezimmer des Großvaters: Kindheiserinnerungen als Fundament der Lebensgeschichte. Die gängigen Trauer-Theorien werden dann auf die praktische Arbeit des Gemeindepfarrers angewendet und führen zur Erschließung biblischer Erfahrungen: Trauerwege mit Jesus gehen, die Wege von Gethsemane bis Emmaus. Biblische Erfahrungen sind am besten geeignet, persönliches Trauern verstehen zu lernen. Ein solcher pastoral-psychologischer Ansatz führt direkt zur Praxis des seelsorgerlichen Gesprächs mit Trauernden. Beerdigungsansprache und liturgische Texte bieten Anhaltspunkte für eigene Predigtarbeit und Glaubensverkündigung.*

INHALT

1. ABSCHIEDLICH LEBEN LERNEN	7
1.1. Ängste als Begleiter 8 – 1.2. Zwischen Nähe und Distanz 10 – 1.3. Gefühle brauchen Raum und Zeit 12 – 1.4. Trauern ist ein langer Weg 13 – 1.5. Grenzen wahrnehmen und annehmen 15 – 1.6. Das Dreieck humanen Lernens 18 – 1.7. Nomadisches Leben: Sich niederlassen und sich trennen 20	
2. DAS STERBEZIMMER MEINES GROSSVATERS	22
2.1. Kindheitserinnerungen als Fundament der Lebensgeschichte 22 – 2.2. Die Wirklichkeit kann man nicht ersparen 24 – 2.3. Die Unbefangenheit des Kindes 25 – 2.4. Lebens-Bilanz-Arbeit mitten im Leben 27	
3. VORSORGLICH TRAUERN	32
3.1. Aus der praktisch-theologischen Werkstatt 32 – 3.2. Hilfflosigkeit als Hilfe 34 – 3.3. Die Unverwechselbarkeit 35 – 3.4. Helfende Berufe an der Grenze 36 – 3.5. Verstehen lernen in helfenden Berufen 39 – 3.6. Antizipatorisches Trauern 46	<i>OPATRENI</i>
4. DIE TRAUERGESCHICHTE ALS EIN KAPITEL LEBENSGESCHICHTE	52
4.1. Der biographische Ansatz 52 – 4.2. Der Arzt als Regisseur der Krankengeschichte 53 – 4.3. Konflikt der Regisseure 55 – 4.4. Lebensgeschichte konstituiert Sinn 55 – 4.5. Inflation des Wissens 57 – 4.6. »Das hast du schon zehnmal erzählt!« 60 – 4.7. Die Lebensgeschichte – ein Kunstwerk 61 – 4.8. Ein paar Tage Leben probieren 62 – 4.9. »Eine Kitty wird es nie wieder geben« 65 – 4.10. »Versuch einer Abrechnung mit mir selbst« 66	
5. VERDINGLICHUNG DES TODES	69
5.1. Auseinandersetzung mit dem »natürlichen Tod« 69 – 5.2. Sozialethische Aspekte 70 – 5.3. Todesbilder in der modernen Gesellschaft 73 – 5.4. Archaik und Rationalität 76 – 5.5. Schuldgefühle 79 – 5.6. Genese moderner Todesbilder 83 – 5.7. Illusionsverdikt 86	<i>Verobjektivierung</i>
6. GRENZSTEINE IN DER LEBENSGESCHICHTE	89
6.1. Soziologische Eindrücke 89 – 6.2. Rites de passage 90 – 6.3. Beziehungsänderungen 92 – 6.4. Integrale Praxis 95 – 6.5. Typen der Trauer 98 – 6.6. Institutionalisation der Trauer 101 – 6.7. Sinn verträgt keine Beliebigkeit 104	<i>26m 5</i>

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schibilsky, Michael:

Trauerwege: Beratung für helfende Berufe/Michael Schibilsky. –

1. Aufl. – Düsseldorf: Patmos, 1989

ISBN 3-491-72215-2

© 1989 Patmos Verlag Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 1989

Umschlaggestaltung: Peter J. Kahrl, Neustadt-Wied,
unter Verwendung einer Bildvorlage von Frank Vinken

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

3-491-72215-2

7. ZWISCHEN GETHSEMANE UND EMMAUS . . . 106

7.1. Gerechtigkeit und Schuld: Das Lazarus-Paradigma 109 – 7.2. Wüstenerfahrungen und Lebensziele: Versuche und Versuchungen 116 – 7.3. Untergangs-Erfahrungen: Auf dem Weg zum anderen Ufer 121 – 7.4. Diesseits und Jenseits: Verklärung Jesu 129 – 7.5. Zeichenhandlung: Salbung Jesu und Fußwaschung 133 – 7.6. Gethsemane: Die innere Sterbe-Erfahrung 138 – 7.7. Emmaus: Gehen und bleiben 147

8. TRAUERN ALS BERUF 156

8.1. »In meinen Träumen wird nicht geredet« 156 – 8.2. Erfahrungen professioneller Begleiter 158 – 8.3. Trauerarbeit im Gemeindepfarramt 158 – 8.4. Trauern ist schwerer geworden 163 – 8.5. Der Notarzt 166 – 8.6. Der Bestatter 171 – 8.7. Polizei und Feuerwehr 181 – 8.8. Verstehen, was Sterbende und Trauernde sagen wollen 186

9. VON DER STERBEGESCHICHTE ZUR LEBENS GESCHICHTE:

DAS TRAUERGESPRÄCH 192

9.1. Das Zeit-Gefälle 196 – 9.2. Vororientierungen 200 – 9.3. Gesprächsbeginn 204 – 9.4. Das soziale Umfeld 208 – 9.5. Die erzählte Lebensgeschichte 209 – 9.6. Zur Trauerfeier 211 – 9.7. Gesprächs-Abschluß 212 – 9.8. Aggressive Gefühle 217

10. TRAUER ALS WEG-GESCHEHEN 220

10.1. Das Kreuz der Wirklichkeit: Trauer-Stile 220 – 10.2. Jeder trauert anders 223 – 10.3. Krisen und Persönlichkeitsmerkmale 229 – 10.4. Spiralwege der Trauer 232

11. VON GESTEN UND WORTEN 237

11.1. Lebensgeschichtlich orientierte Verkündigung 237 – 11.2. Die Grundstruktur der Traueransprache 241 – 11.3. »Der gute Hirte« 245 – 11.4. Der Weg – die Wahrheit – das Leben 247 – 11.5. »Wir sind am Ende« 249 – 11.6. »Herr, so hast Du es nicht haben wollen« 252 – 11.7. »Euer Herz erschrecke nicht« 254 – 11.8. Zerschlagene Seele und zerschlagener Leib 256 – 11.9. Suicid – Die Schuldfrage 259 – 11.10. Es ist wie zu Hause 261 – 11.11. Am Tag danach 262

12. GRENZ-WERTE 268

November-Morgen 268 – Gottes Zeit 270 – »Du kannst mir mal einen Kuß geben« 271 – Seine Herrlichkeit 272

ANHANG 273

Bibelworte für Traueranzeigen 273 – Texte zur Liturgie 277 – Eingangsworte zur Trauerfeier 279 – Gebete am Beginn der Trauerfeier 280 – Psalmen als Weg-Begleiter 282 – Gebete am Ende der Trauerfeier 285 – Literatur 287

1. ABSCHIEDLICH LEBEN LERNEN

*eigene Erfahrungen darin
festhalten*

Leben angesichts des Todes muß »abschiedlich« gelebt werden; wir müssen immer bereit sein, Abschied zu nehmen, uns zu verändern, und immer auch bereit sein, unsere Geschichte als Geschichte von unendlich vielen Veränderungen in uns aufleuchten zu lassen, als die Ausfaltung unserer Identität.
Verena Kast

Erst, als ich mit der Arbeit an diesem Buch schon weit vorangekommen war, fiel mir ein Ereignis wieder ein, das damals lebensprägende Folgen hatte – und meine Berufsmotivation für das Pfarramt mitbestimmte. Einer meiner Freunde, die ich während des Studiums einige Jahre aus den Augen verloren hatte, hatte nach einer unglücklichen Liebesgeschichte Selbstmord begangen. Ich war schockiert – gerade, weil er sonst so ruhig, liebenswert und fröhlich gewesen war.

Und so kam auch ich zur Beerdigung wieder in meine Heimatstadt. Wir alle, verändert, schweigsam, ratlos in der Trauerkapelle. Und dann die Traueransprache des Pfarrers, der es verstanden hat, das ganze Evangelium in zehn Minuten zu verkündigen, schrecklich! Nur eben alles andere hatte er vergessen; daß da Menschen trauerten, daß da welche waren, die Schuldgefühle hatten; daß da welche waren, die einfach sprachlos waren – auch mit ihrer eigenen Einstellung zum Leben, nach diesem frühen Tod. Nein, er hat fröhlich das Evangelium gepredigt – und verbittert habe ich oft von einer Halleluja-Dampfwalze gesprochen, die so alles plattgepredigt hat. Jedenfalls habe ich mir damals gesagt: So etwas darf man nicht zulassen. Allein schon – um das zu verhindern, lohnt es sich, Pfarrer zu werden.

So trifft die Aufgabe, dieses Buch über Trauerbegleitung zu schreiben (eine Aufgabe, die ich mir nicht selber gesucht habe), wie ich erst jetzt merke, eine zentrale Motivation für mein Pfarrerdasein.

Jeder stirbt seinen eigenen Tod. Jeder hat das Recht, sein eigenes Sterben bewußt zu leben. Ich kann und will keine Vorschriften machen. Es gibt nicht den einen richtigen Weg. Ich wünsche mir Vergewisserung für Wege, die heute oft noch zaghaft und schüchtern gegangen werden; ich möchte einladen zum Trauern – weil erst im abschiedlich

gelebten Leben zu erfahren ist, woher wir kommen und wohin wir gehen werden. Daß wir Leben immer nur geschenkt bekommen – auch auf Zeit.

Festhalten dagegen bedeutet: Angst haben, zu kurz gekommen zu sein; Angst haben, ausgeschlossen zu bleiben; Angst, nicht genügen zu können. Das alles sind ja reale Ängste. Es gibt Menschen, die sind tatsächlich häufiger als ihre Mitmenschen zu kurz gekommen. Und andere haben es eben tatsächlich intensiv und schmerzhaft erlebt, ausgeschlossen zu sein, weil sie nicht zu den anderen paßten – angeblich.

Und wieder andere kommen ein ganzes Leben lang nicht los von der Angst, Ansprüchen nicht zu genügen. Da sind nicht nur die Ansprüche, die ihnen von außen gegenübertreten, sogenannte Bewährungs- und oft genug Bewerbungssituationen, in denen die Ansprüche stärker waren als die Wahrnehmung einer Persönlichkeit. Da sind eben auch die Ansprüche, denen wir uns selbst unterwerfen, Vorstellungen, denen wir genügen möchten, Persönlichkeitsbilder, denen wir nachhängen, denen wir gern entsprechen würden, denen wir aber trotz aller Anstrengung nicht ähnlicher werden. Scham bleibt da manchmal, schlimmer noch: Selbstverachtung. Das alles ist ja real, so real wie eben auch unsere Ängste. Diese Ängste werden dramatischer, wenn wir dem Abschied, der Endgültigkeit nicht mehr ausweichen können. Abschied hat zu tun mit der Endgültigkeit.

Ängste:
Tot
Sinnlosigkeit
Schuld

1.1. ÄNGSTE ALS BEGLEITER - Helfende Berufe

Menschen in helfenden Berufen, besonders auch Pastoren, sind im Kern ihres Wesens häufig ängstliche Menschen. Das hat Gründe, die an anderer Stelle genauer zu besprechen sind. Das hat aber – bei aller schmerzlichen Erfahrung, die dem zugrunde liegt – manchmal auch seine guten Seiten. Denn sie können andere Menschen eher und intensiver verstehen, die plötzlich in Panik geraten sind, die verzweifelt sind, die keinen Ausweg mehr sehen. Ängstliche Menschen können als Begleiter überaus mutig werden, so mutig, wie es keiner sonst von ihnen erwarten würde. Mutig, weil sie sich der Schwere ihrer Aufgabe bewußt sind und der Unabweisbarkeit der Hilfsbedürftigkeit.

Menschen in helfenden Berufen sind oft genug selber Betroffene, müssen selber schwere Schritte gehen, im Trauern selber reifen, abschiedlich leben lernen. Dabei gilt eine Verheißung, die ängstliche

Menschen oft genug erfahren haben, auch wenn sie ihr nicht immer trauen: Im abschiedlichen Leben begegnen wir dem Kern unserer Lebensbestimmung. Und darin liegt manchmal der Schlüssel für ein ganzes Leben verborgen.

Es ist eigentümlich: An keiner anderen Stelle ist die Zuständigkeit von Pastoren, die Zuständigkeit des Glaubens so unbestritten wie beim Sterben und Trauern. Mehr als einhundert Prozent der Kirchenmitglieder (nämlich oft genug auch Ausgetretene) werden kirchlich beerdigt. Und doch haben wir in unserer Theologie und in unserem Gemeindeleben so wenig Mut und Fantasie gehabt, uns diesem Bereich wirklich zu widmen.

Die Humanwissenschaften haben an manchen Stellen uns Christen beerbt, weil wir dieses Erbe scheu beiseite geschoben oder mit allzu forscher Verkündigungswucht erdrückt haben. Es geht nicht darum, das Erbe zurückzufordern. Das Sterben, das Trauern gehört keiner wissenschaftlichen Disziplin allein. Es gehört zum Menschen. Aber gerade weil Theologie und Verkündigung Liebe zu den Menschen ist (oder doch zu sein hat), darum sollen wir das Gespräch aufgreifen, fortsetzen, unseren eigenen Anteil erkennen, prüfen, was wir sagen können und müssen; aushalten, was wir verantworten können und müssen; Akzente setzen, wo Fehlentwicklungen zu unvorstellbaren Grausamkeiten geführt haben; zu Durchbrüchen verhelfen – nicht aus eigener Kraft, sondern weil wir Jesus auf seinem Weg nachfolgen. Und er hat auf diesem Weg sein Sterben nicht ausgespart. Er hat sein Sterben gelebt – und er ist auferweckt worden.

Ich verstehe die Zurückhaltung bei diesem Thema gerade bei den Theologen: Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden. Und: Laßt die Toten die Toten begraben, ihr aber verkündigt das Reich Gottes. Wir haben das alles dazu mißbraucht, uns vor wichtigen Erfahrungen davonzustehlen, haben nicht ausgehalten, da unten am Kreuz, wo Maria stehengeblieben ist, wo Johannes stehengeblieben ist, wo Jesus die beiden aneinandergewiesen hat; wir sind davon-gelaufen wie Petrus, haben uns mit Schuldfragen befaßt wie Judas – aber wir haben nicht ausgehalten. Sind auch nicht hingegangen zur Höhle des Todes – und haben deshalb auch nicht genau genug die Auferstehung entdeckt.

M 22
Zitate,
aber nicht
Bewer-
kungen
eigene
Erfahrung

abschiedlich leben (Abschied: rozločeni)
= Klausibilität
Todesmutig = Todesverachter
größte Unmacht = Bedrohung
Angst = Todrecht
↳ hat kein Objekt → Unglücklichkeit →
→ nichts mehr zu verlieren kann
Für Seelsorger wichtig Biblische Stelle Kol 3, 14

1.2. ZWISCHEN NÄHE UND DISTANZ

Manchmal erlebe ich bei jungen Theologen – und ich kenne das auch von mir selber – die Verlegenheit, daß wir so wenig in Händen haben bei unserem Beruf. Nur Worte, nur Worte. Und ich habe manchmal die Ärzte benedictet, mit ihren Instrumenten, mit ihren Diagnosen, mit ihren Medikamenten.

Inzwischen geht es mir anders: Unsere Instrumente sind nicht instrumentalisiert. Ist der Mensch instrumentalisiert? Und wie bitter ist das dann.

Wir haben nichts in den Händen. Aber wir haben Hände! Sie können Wärme weitergeben, Nähe erfahrbar machen, ruhen, stützen – segnen. ^{Gott mit Härte}

Wir haben keine Diagnosen, aber eine Perspektive. ^(Durchblick) Wir sollten sie nicht verschweigen. Diese Perspektive, diese Zuversicht des Glaubens – das ist Wahrheit am Krankenbett. Nun nicht als Überfall, aber doch als Brückengeländer, wenn es über Abgründe geht.

Wir haben keine Medikamente. Aber wir haben Erzählungen, Gleichnisse, Psalmen, mehr noch: Gebete. Wir können danken, dürfen beklagen, können gemeinsam bitten. Ob das Krankheit lindert oder beseitigt? Es kann jedenfalls grenzenlose Angst begrenzen und lindern, es kann Mutlosigkeit auffangen und tragen, es kann stützen und Kraft geben. Es kann Ruhe ausstrahlen, es kann Wut zulassen, es kann Verzweiflung aussprechbar machen, es kann Ausweglosigkeit beim Namen nennen und überwinden, es kann Lebenskräfte, Lebensenergie freisetzen, nicht als magische Handlung, sondern als Geschenk des Himmels.

Wir haben nicht nur Worte, wir haben Ohren und hoffentlich Zeit. ^{du hast doch} Wir haben Augen und hoffentlich einen Blick für Wichtiges und Unwichtiges; wir haben ein Herz.

Ich habe einmal einem erfahrenen Arzt (Paul Becker) zugehört über seine Erfahrungen bei der Sterbebegleitung: Die einzigen Instrumente, die er wirklich verwenden konnte, waren: Worte, Schweigen, Zuhören, sich Zeit lassen, Empfindsamkeit, Ehrlichkeit, Mut und Behutsamkeit. Genau das sind die Gaben, die Gott uns für unseren Beruf gegeben hat. Wir können sie so gut gebrauchen!

Manchmal helfen ganz schlichte und möglichst genaue Wahrnehmungen unserer unmittelbaren Umwelt, um wichtige Einsichten gewinnen zu können, mehr noch: ein Gespür dafür zu bekommen, wo heute Menschen in der Begegnung mit Tod und Trauer hilflos sind:

Helmut Tache: Glaubens Hilfe als Lebenshilfe 2001
10
Helmut Verldg

PS 94, 9. 127.

Bei uns ist der Friedhof kein einsamer Ort. Viele Menschen gehen regelmäßig zu den Gräbern ihrer Angehörigen, pflegen die Grabstellen. Nicht selten kommt ihnen dann ein Trauerzug entgegen, die Träger mit dem Sarg, der Geistliche mit den Angehörigen, die Trauergemeinde. Kaum haben die unbeteiligten Friedhofsbesucher den Trauerzug entdeckt, entsteht eine ziemliche Verlegenheit. Die einen laufen regelrecht weg, suchen sich andere Wege, um ja nicht dem Trauerzug zu begegnen. Andere verstecken sich hinter Sträuchern und Hecken, schauen ängstlich aus unsicherem Versteck, wann der Zug der Trauernden an ihnen vorbeigegangen ist. Wieder andere gehen ungerührt ihrer Arbeit nach, gießen Blumen, rupfen Unkraut – und lassen Trauerzug eben Trauerzug sein. Nur selten noch haben Erwachsene das richtige Gespür für diesen Augenblick: bleiben stehen, ziehen den Hut, sprechen vielleicht ein stilles Gebet – und erweisen so dem Verstorbenen und den Angehörigen ihren stillen Respekt.

Warum so viel Verlegenheit bei diesen unerwarteten Begegnungen mit dem Trauerzug? Die drei unterschiedlichen Reaktionen spiegeln sehr genau wider, wie wir mit dem Tod umgehen: Die einen laufen regelrecht weg, suchen sich andere Wege; die anderen verstecken sich, um nur nicht gesehen zu werden; wieder andere tun so, als wäre nichts geschehen.

Aber es ist ja etwas geschehen. Und als Angehörige wissen wir: Es ist etwas Schreckliches geschehen, was uns völlig aus der Fassung bringen kann.

Deshalb wünsche ich mir mehr Mitmenschen, die einfach stehen bleiben, etwa den Hut ziehen, vielleicht ein stilles Gebet sprechen – und eben nicht davonlaufen oder Gleichgültigkeit vortäuschen.

Uns ist ja als Angehörigen so zumute, als bliebe plötzlich die Zeit stehen. Ein Mensch, der eben noch bei uns war, mit uns unsere Zeit geteilt hat, ist plötzlich jenseits aller Zeit – in der Ewigkeit. ^{außer Zeit} Da bleibt auch in unserem Empfinden die Zeit plötzlich stehen. Und das schmerzt es, wenn andere Menschen eben so tun, als wäre nichts geschehen. Trauernde sind empfindsam, sehr empfindsam. Der Tod hat sie verletzt – darum sind sie so verletzlich. Ich wünsche mir mehr Menschen, die dafür ein Gespür haben, sich Zeit nehmen, uns in der Trauer zu respektieren, und im Gebet innerlich begleiten.

PS 93

1.3. GEFÜHLE BRAUCHEN RAUM UND ZEIT

Im Kern geht es beim Stichwort vom »abschiedlichen Leben« um die Einsicht, daß wir begrenzt leben. Leben mit Grenzen, das ist in unserer Zeit deshalb so schwer geworden, weil wir an vielen Stellen versuchen, Grenzen zu ignorieren oder zu überwinden. So kann es sein, daß uns das Empfinden für schutzbedürftige Bereiche verlorengegangen ist. Tabuzonen des persönlichen oder sozialen Lebens umschreiben ursprünglich Bereiche, denen wir nicht gewachsen waren. So ist Trauern heute fast eine Tabuzone – und sie wird es um so deutlicher, je weniger wir es wagen, mitzutauern. Ich fasse deshalb zusammen:

● Abschiedlich leben lernen bedeutet nicht, jeden Augenblick für das letzte Stündlein zu halten, sondern die Begrenztheit am Ende des Lebens mit den Begrenzungen in meinem alltäglichen Lebensvollzug in Beziehung zueinander setzen können. So erfahren wir auch:

● Trauern ist kein zeitlich fest umrissenes Ereignis, sondern ein Prozeß, ein langer Weg. Im Neuen Testament ist das der Weg von Golgatha bis nach Emmaus. »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.« Das ist die Sprache von gelebter Traurigkeit, das ist die Sprache derer, die ein Gespür für Grenzen gewonnen haben. Bleiben – und enden, das ist der Zwiespalt der Trauer.

● Menschen, die aus einem intensiven Gefühl heraus leben – etwa aus dem Gefühl von Schmerz, von Erschütterung, von Ratlosigkeit oder auch aus Verbitterung –, diese Menschen kann man nicht überreden. Gefühle lassen sich nicht überreden. Gefühle müssen zugelassen werden, Raum gewinnen können. Dann – und nur dann können sie sich weiterentwickeln, können sich verwandeln und zum inneren Wachsen helfen.

● Ängste prägen uns. Sie haben einen konkreten Ausgangspunkt, Erfahrungen, die uns verletzt und die unser Zutrauen erschüttert haben. Ängste haben aber nur selten einen Endpunkt. Sie begleiten uns. Und wenn wir ihnen ausweichen, verfolgen sie uns. Es ist schwer, den Ängsten ins Gesicht zu sehen – aber es ist möglich. Wir können der Angst vor dem Sterben nicht ausweichen. Aber wir können unseren Ängsten mit ihren konkreten Ausgangspunkten näherkommen, sie integrieren in unser Leben. Zur Auseinandersetzung mit Ängsten gehört der Wechsel von Distanzierung und Auseinandersetzung. Erst

beides zusammen läßt uns lernen, mit unseren Ängsten zu leben. Das Verhängnis beginnt dort, wo wir einen der beiden Pole verabsolutieren: Die Distanzierung verabsolutieren heißt, die Angst letztlich doch wegschieben und verdrängen. Sich ständig mit der Angst auseinandersetzen heißt, die Angst verabsolutieren. Erst im sich wiederholenden Wechsel zwischen Distanzierung und Auseinandersetzung (Konfrontation) können wir uns mit unseren Ängsten versöhnen. Ähnliches gilt für das Trauern.

● Trauern bedarf der Vertrautheit. Gleichzeitig aber ist Trauern ein soziales Geschehen. Trauernde sind deshalb auf vertrauenswürdige Menschen angewiesen, auf Geborgenheit, Verständnis und Verschwiegenheit. Denn jeder erlebt Trauer als außerordentliche Schwäche und Verletzung. Niemand aber möchte sich in seiner Schwäche und Verletztheit veröffentlichen. Gleichzeitig braucht Trauern ein Gegenüber. Das eigentliche Gegenüber ist der Verstorbene. Er steht nicht in der bisher gewohnten Art und Weise als Gegenüber zur Verfügung. Und bevor wir uns wirklich mit dem Verstorbenen auseinandersetzen können, bedarf es vieler Stationen im Wachstum der Trauer. Hier sind Stellvertreter unentbehrlich. Besonders Menschen in helfenden Berufen müssen häufig solche Stellvertreter-Aufgaben bewältigen. Dabei liegt ihre Chance in der relativen Nichtbetroffenheit. Sie sind deshalb manchmal auch Objekt von aufsteigenden Aggressionen, die im Kern eigentlich dem Verstorbenen gelten. Da sich der Verstorbene nicht wehren kann, verbietet sich jeder Trauernde zunächst, den Verstorbenen anzuklagen oder zu beschuldigen. Der helfende Begleiter muß jedoch gleichzeitig realisieren, daß er ein Gegenüber für wechselnde Projektionen ist. Auch versöhnliche Empfindungen dem Verstorbenen gegenüber werden leicht auf ihn übertragen. Diesen wechselnden und anfangs nur schwer einsichtigen Übertragungen ist ein helfender Begleiter nur dann gewachsen, wenn er der Identifizierung auch die Distanzierung hinzufügen kann. Beide, der Trauernde und sein Begleiter, müssen einen langen und wechselvollen Weg miteinander gehen.

1.4. TRAUERN IST EIN LANGER WEG

Mit der Trauer muß man fertigwerden. Das macht uns so fertig. Es stimmt: Angesichts des Todes und der Trauer geraten unsere Werte ins Wanken. Besonders die Werte, die sich auf Handeln, Gestalten,

Bewältigen beziehen – erledigen. Trauer kann man nicht erledigen. Den Tod auch nicht. Umgekehrt kommen wir einer stillen Wahrheit näher: Wenn es Zeit ist zum Sterben, wenn wir selbst in die Zeit des Trauerns geraten, dann erledigt sich vieles, was wir für unaufschiebbar gehalten haben. Und doch ist er falsch, dieser schreckliche Gedanke vom »Erledigen«. Erleiden, das ist viel schwerer – und viel heilsamer. Die Grundüberzeugung, mit der ich dieses Buch geschrieben habe, läßt sich mit wenigen Worten sagen: Ich bin davon überzeugt, daß biblische Erfahrungen und deren Übertragung in Lebensgeschichten uns helfen können, dem Sterben und der Trauer zu begegnen. Wir müssen uns allerdings einlassen, einlassen auf einen langen Weg – den Weg von Gethsemane nach Emmaus. Mehr noch: Wir müssen neu anfangen, diese unüberbietbaren Erfahrungen Gestalt werden zu lassen, sie verbinden mit dem, wie wir leben, wozu wir leben.

Einer langen Zeit der Tabuisierung dieses Themas ist inzwischen längst eine andere Zeit nachgefolgt: die hektische Betriebsamkeit, alles mögliche auszuprobieren, um der Frage von Leben und Tod besser gewachsen zu sein. Ich will das nicht beklagen, auch nicht verurteilen. Es sind in den vergangenen zehn Jahren in vielen Büchern hilfreiche Entdeckungen gemacht worden. Und es wächst eine neue Aufgeschlossenheit gegenüber bislang gemiedenen Erfahrungen von Sterben und Trauern. Es wächst die Bereitschaft, sich ernsthaft und sehr persönlich mit den Grenzen des persönlichen Lebens auseinanderzusetzen.

Es ist fatal: Viele Menschen, die an ihrer Trauer verzweifeln, öffnen sich Erfahrungsprozessen, denen sie sich fast ein Leben lang verschlossen haben. Manchmal ist auch Flucht mit im Spiel: die Hoffnung, aus neuen Methoden und fremden Kulturen endlich gewinnen zu können, was in unserem Kulturkreis nicht mehr realisierbar scheint.

Dagegen möchte ich für die alltägliche Sterbebegleitung, für die alltägliche Trauerarbeit Hilfestellung leisten. Ich suche also nicht das außergewöhnliche Allheilmittel, sondern möchte – im Bild gesprochen – die alltäglichen Heilpflanzen unserer Kultur wiederentdecken und nutzen, Pflanzen und Kräuter, die von vielen vorschnell zum Unkraut erklärt und ausgerottet worden sind. Ich möchte helfen, dort anzusetzen, wo wir gemeinsam leben: in unserer Geschichte, in unserer Lebensgeschichte, in unserer Glaubensgeschichte. Im Lebens-Alltag wurzelt dieser Ansatz. Und mit diesen Wurzeln möchte ich näher zum Grundwasser kommen. Das Wasser des Lebens finden wir nicht in weiten Fernen, sondern dort, wo wir in der Tiefe

anfangen zu graben, in der Erde. Dieses Grundwasser – das Wasser des Lebens – finde ich selber dort, wo ich biblischen Erfahrungen nachgehe.

So manche Trauerfeier, manche Beerdigungsansprache und manches Gespräch mit Angehörigen ersticken in Lieblosigkeit und allgemeiner dogmatischer Richtigkeit. Sehr lange hat eine ganze Generation von Theologen in der Ausbildung keinerlei Grundkenntnisse erwerben können, die in diesen Augenblicken weiterhelfen. Schlimmer noch: Trauer wurde ausgenutzt – als Gelegenheit zur Mission. Das Ergebnis: Missionarischer Eifer hat mehr Menschen zu Heiden als zu Christen werden lassen. Ohnmacht wurde ausgenutzt, Menschen wurden zu Objekten gemacht.

Echte Nachfolge geht andere Wege. Sie beginnt im Alltagsleben, dort mitten in der Ortsgemeinde, wo in jeder Woche jemand stirbt, Angehörige trauern. Wir können nicht so trauern, wie manche »Naturvölker« es wohl noch können. Wir leben in der Neuzeit, in der Zeit nach der Aufklärung, oft genug in einem nachchristlichen Zeitalter. Gerade darin aber liegen die Herausforderung und die Chance: Wir selber können die Inhalte unseres Glaubens, die Mitte der Nachfolge, den Weg Jesu Christi neu entdecken. Wir sind in die Freiheit entlassen – aber haben gerade darin die Freiheit, den Kern dessen wiederzufinden, was Gott mit unserem Leben im Sinn hat.

1.5. GRENZEN WAHRNEHMEN UND ANNEHMEN (ZUR GLIEDERUNG)

Ich möchte nachdenklich erzählen und erzählend nachdenken – und dabei auch über die Grenzen fachtheologischer Disziplinen hinausgreifen. Dieses 1. Kapitel umschreibt die eigentliche Aufgabenstellung, die jedem Menschen widerfährt, der selber trauert, der Sterbenden begegnet, der Trauernde begleitet. Wie können wir uns auf den Weg machen, abschiedlich leben zu lernen? Nicht erst am Ende des Lebens, sondern immer wieder mitten im Leben einhalten und fragen: An welcher Stelle sind wir eigentlich angekommen?

Nach solcher Aufgabenbeschreibung möchte ich meinen eigenen, zum Teil in früher Kindheit liegenden Erfahrungen nachgehen. Ich habe keine außergewöhnlichen Erfahrungen gemacht, aber meine eigenen Erfahrungen bilden den konkreten Hintergrund für jedes Fremdverstehen. Solche biographische Selbstvergewisserung im

2. Abschnitt führt uns dann zu Fragestellungen, die jungen Theologen und Theologinnen mitten in ihrer Ausbildung, im Studium also, als Problem benennen. Oft verbirgt sich hinter diesen Fragen die Sorge, den späteren beruflichen Anforderungen nicht gewachsen zu sein. Diese Sorgen finden in den Fragen des 3. Abschnitts ihren Platz.

Vorsorglich trauern – das ist sicherlich unverzichtbar, wenn wir uns auf Menschen einstellen wollen, denen wir später zur Seite gestellt sind. Und doch wird dann später wieder alles ganz anders sein. Auch wir selber werden uns verändert haben. Ich habe viele Bücher zu diesem Thema gelesen, einige davon sind am Schluß verzeichnet. Nur hat mich nie die Erwartung gelehrt, daß mich die Lektüre dieser Bücher zum kompetenten Fachmann werden läßt. Auch diese Bücher sind gedruckte Erfahrungen, manchmal sehr verallgemeinert, manchmal sehr persönlich und romanhaft. In beiden Sprachen kommt Lebensweisheit zur Sprache. So habe ich Erfahrungen anderer, die ich aus Büchern wahrgenommen habe, dort einbezogen, wo sie in Beziehung zu den Fragen stehen, die mir selber bedeutsam sind. Dennoch habe ich auch an einigen Stellen mich mit der Theorie auseinandergesetzt. Das hat einen einfachen Grund: Theoretisches Wissen als Distanzgewinn stellt einen wichtigen Schritt in der Trauer selber dar. Sterben ist die radikalste Distanz, die wir denken können. In diesem Sinn möchte ich die Auseinandersetzung mit Theorie verstehen – als notwendigen Distanzgewinn. Theoretische Überlegungen heben zudem Einzelerfahrungen in einen breiteren gesellschaftlichen und kommunikativen Kontext. Darauf können wir nicht verzichten. Niemand trauert im luftleeren Raum. Trauer geschieht immer in Beziehungen und Bezügen – und verändert Beziehungen und Bezüge. Deshalb sind auch soziologische und kulturkritische Aspekte wichtig, wie sie im 5. und im 6. Abschnitt dargestellt werden.

Der Kern meiner eigenen Erfahrungsarbeit besteht für mich selber in der Erschließung biblischer (insbesondere neutestamentlicher) Erfahrungen. Der 7. Abschnitt ist darum auch am längsten geraten. Er beinhaltet, schlicht gesagt, Bibelarbeit. Bibelarbeit und Erfahrungsarbeit zueinanderbringen, das geschieht heute verstärkt im bibliodramatischen Arbeiten. Dazu soll dieser Abschnitt ermutigen und anregen.

Viele Berufsgruppen haben mit Sterbenden und Trauernden zu tun. Da stellt sich die Frage: Kann Trauern zum Beruf werden? Bei jedem Gemeindepfarrer, bei jeder Gemeindepfarrerin ist Trauern zwar nicht der Beruf, gehört aber unauflöslich zum Berufsleben dazu.

Archetyp = Beispiel, innere Prozesse 16 Menschen nachspricht / Jung /
↳ was wir
↳ Bild
von Urzeiten - Urbild von uns
↳ 1. = erste

Mehr noch: Kulturgeschichtlich hängt die Priesterrolle aufs engste mit den Fragen von Tod und Sterben zusammen. Diese Tradition ist auch unserem Beruf bis heute verblieben. Bevor ich jedoch in drei weiteren Abschnitten die heutigen Aufgabenstellungen aus dem Gemeindepfarramt erfahrungsbezogen vorstelle, gilt mein Interesse den anderen Berufen, denen wir in dieser Arbeit gelegentlich oder regelmäßig begegnen. Sie stehen im 8. Abschnitt im Mittelpunkt.

In der Begegnung mit diesen Berufen ist mir aufgefallen, wie selten eigentlich das berufsübergreifende Gespräch gesucht und gepflegt wird. Wenn dieser Abschnitt zu solchem berufsübergreifenden Erfahrungsaustausch befähigt und einlädt, hat er einen wichtigen Zweck schon erfüllt. Ebenso wichtig ist mir aber die andere Einsicht: Wir Theologen stehen hier nicht allein, sind häufig auch nicht die ersten oder bevorzugten Gesprächspartner, sondern stehen in einer Reihe von vielen. Das entlastet uns zwar kaum, aber es relativiert bisweilen eingebilddete Einzigartigkeit und Unentbehrlichkeit.

Das Trauergespräch mit den Angehörigen und die Beerdigung, insbesondere die Beerdigungsansprache, sind für Theologen und Theologinnen der Ort, an dem Trauer wiederkehrend erlebt und erfahren wird. Dem Trauergespräch und der Beerdigungsansprache gilt deshalb meine besondere Aufmerksamkeit im 9. und im 11. Abschnitt. Insbesondere im katholischen Bereich beginnt erst in den letzten Jahren ein Gespür für die Bedeutsamkeit von Angehörigen-Gespräch und situationsbezogener Beerdigungsansprache zu wachsen. Im evangelischen Bereich kann hier auf eine lange Tradition hingewiesen werden. Für beide möchte ich in diesen Abschnitten Strukturierungshilfen und Denkanstöße anbieten. Dabei werde ich mich selbstkritisch auch mit meinen Ansprachen – die ja öffentlich gehalten worden sind – auseinandersetzen.

Dazwischen steht ein für mich selber wichtiger Abschnitt, der 10. in der Reihenfolge, der das Trauern als Weggeschehen bedenken will. Ich setze mich in diesem Abschnitt kritisch mit gängigen Phasenmodellen auseinander, weil ich die Sorge habe, daß die oberflächliche Kenntnis solcher Phasenmodelle oft genug Unheil anrichten kann: Der Trauernde muß nicht nur den Verlust verschmerzen, er muß sich auch noch phasengerecht verhalten – oder gilt als »chronisch Trauernder«. Dieser verletzenden Zuschreibung möchte ich entgegenwirken. Dazu biete ich ein Erklärungsmodell an, das eigentlich nicht der Trauerarbeit, sondern der Arbeit an Identitätsbildungsprozessen entnommen ist. Im Unterschied zu den bisherigen Phasenmodellen

möchte das Modell dem Begleiter eine Orientierungshilfe anbieten – und den Trauernden nicht nötigen. Es bezieht sich auf die vier Grunddimensionen unseres Lebens, die eben alle durch Sterben und Trauer berührt sind. Am Schluß steht daher kein Phasenmodell, sondern das Modell eines Weges, nicht des Weges von A nach B, sondern eines Weges mit vielen Krümmungen, ein Weg wie eine Spirale, also das Bild von Wachstum und Entwicklung.

Der Schlußabschnitt heißt: Grenz-Werte. Darum geht es im ganzen Buch. Hier wende ich mich den Werten zu, die eben an unseren Grenzen Bestand und Gewicht behalten. Es sind Perspektiven der Hoffnung. Und Hoffnung ist nichts anderes als der schüchterne Versuch, über den Horizont hinauszublicken.

1.6. DAS DREIECK HUMANEN LERNENS. (ZUR GRUNDSTRUKTUR) *menschliches lernen*

Die Grundstruktur dieses Buches folgt einem einfachen, aber wichtigen Grundschema, das durch drei Grund-Dimensionen gekennzeichnet ist:

☉ *die Lebensgeschichte / der biographische Aspekt*: Damit sind meine persönlichen Erfahrungen gemeint, verbunden mit den Erinnerungen, die im Leser, bei der Leserin selber wachgerufen werden. Diese Lebensgeschichte bildet den wesentlichen Anknüpfungspunkt des Buches. Denn lebenslanges Lernen (ein beliebter Terminus in der Didaktik) geschieht immer vermittelt mit der eigenen Lebensgeschichte – oder gar nicht. Ich möchte dazu ermuntern, sich der eigenen Lebensgeschichte zu stellen. Und ich tue das auch selbst. Dabei habe ich wichtige Entdeckungen gemacht, die mir sonst nicht begegnet wären. Diese möchte ich auch der Leserin, dem Leser ermöglichen. Es ist ein zutiefst theologisch motivierter Ansatz. Jesus hat die Menschen in ihrer Lebensgeschichte aufgesucht. Dort beginnt Nachfolge.

☉ *die Praxis*: Handlungsabläufe, denen ich ausgesetzt bin, die ich manchmal sogar selber in Gang setze; Aufgabenstellungen, die mit jedem helfenden Beruf verbunden sind; berufliche Anforderungen und Fertigkeiten. Solche Praxis ist gestaltetes Leben. Ich wende mich nachdrücklich gegen einen Ansatz, der ausschließlich in der Theorie verhaftet bleibt – und die kleinen-großen beängstigenden Fragen etwa eines Berufsanfängers übergeht. Ja, ich möchte pragmatisch arbeiten, Menschen helfen, die anderen Menschen in der größten Krise

ihres Lebens beizustehen haben. Diese Praxis ist mir wichtig. Sie ist gelebtes Leben. Und wenn diese Praxis nicht erarbeitet und erlernt wird, dann wird eben doch viel Unheil angerichtet. Ich wende mich deshalb auch gegen eine Theologenausbildung, die diesen Aspekt der Berufstätigkeit von Pfarrern in vornehmer Zurückhaltung der sogenannten zweiten Ausbildungsphase, dem Vikariat bzw. der Kaplans-Zeit überläßt. Mitten in die Praktische Theologie gehören die Thematik und die notwendige Praxis. Ich verlange von der Ausbildung zu helfenden Berufen auch beruflich-praktische Fertigkeiten. Solange sie im Theologiestudium versagt werden, bleibe ich bei meiner Kritik an dieser Form der Ausbildung. Denn erst wahrgenommene und ernst genommene Praxis führt realistisch schließlich zur dritten Grunddimension meines Ansatzes:

☉ *der Sinn / die Theorie-Dimension*. Dazu gehört historisches Wissen, Wissen aus den Humanwissenschaften – vor allem aber gehört dazu das Evangelium, biblische Geschichte, Glaubenswahrheiten. In unserem Themenbereich gehören dazu anthropologische Aspekte, theologische Theoriebildung, Aspekte der Geschichte des Trauerns, humanwissenschaftliche (vor allem soziologische und sozialpsychologische Grundkenntnisse), die gründliche Auseinandersetzung mit biblischer Verkündigung, Aspekte zur Persönlichkeit. Theologische und humanwissenschaftliche Theorie wird jedoch in diesem Kontext problembezogen bleiben, sich also nicht in Detailfragen verlieren.

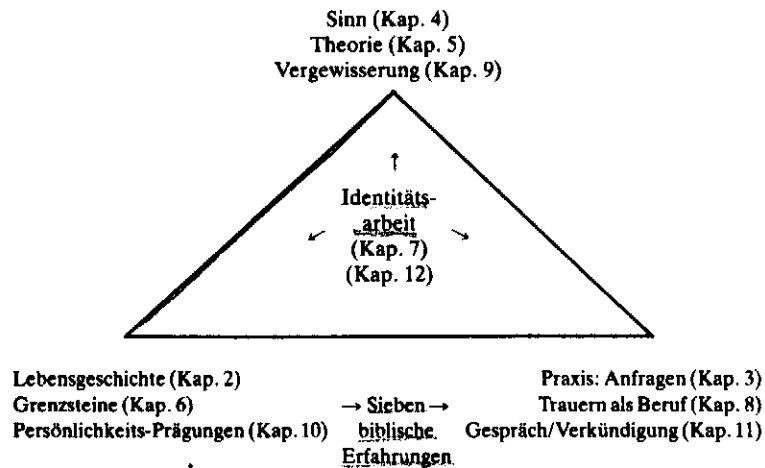
Aus diesen drei Grunddimensionen entsteht ein sogenanntes Lern-Dreieck. Lernen vollzieht sich für mich – insbesondere, wenn es um ein Lernen im Umgang mit Glaubenspraxis und Lebenswirklichkeit geht – im Wechsel zwischen den genannten drei Grunddimensionen. Damit läßt sich das Inhaltsverzeichnis des Buches veranschaulichen.

Und ich behaupte, daß insbesondere soziales Lernen sich im Wechsel zwischen den drei Grunddimensionen vollzieht. Damit kritisiere ich einen akademischen Ansatz, der sich nur auf die Sinn-Dimension konzentriert und historische Aspekte in den Mittelpunkt stellt. Damit kritisiere ich aber auch einen Ansatz, der nur in der unmittelbaren Praxis-Reflexion sich verliert. Und ich wende mich gegen einen Ansatz, der nur das persönliche Empfinden, die eigenen Erfahrungen behandelt wissen will. Gerade der Wechsel ist für mich wesentlich für lebenslanges und biographisch orientiertes soziales Lernen. Mehr noch: So wünsche ich mir eigentlich Theologie und humanwissenschaftliches Lernen.

wir müssen alle Abschied nehmen.

Nomadisch hat Abraham gelernt.

Verkürzt sieht das in einer Graphik so aus:



1.7. NOMADISCHES LEBEN: SICH NIEDERLASSEN UND SICH TRENNEN

»Wenn man nicht bereit ist, abschiedlich zu existieren, den Tod ins Leben einzubeziehen, dann droht die Depression.« Verena Kast hat in ihrem Buch »Trauern« – eines der Bücher, das mich am stärksten beschäftigt hat – Träume von Trauernden vorgestellt und untersucht. Das Ergebnis ihrer Arbeiten steht deshalb am Beginn dieses Buches: die Ermutigung, abschiedlich leben zu lernen. Von Ernest Becker stammt die Einsicht: »Der Mensch muß mit dem Leben bezahlen, er muß täglich bereit sein, zu sterben, sich den Risiken und Gefahren dieser Welt auszusetzen und sich von ihr verschlingen und verbrauchen zu lassen. Andernfalls ist man am Ende selber wie tot, weil man verzweifelt bemüht war, dem Leben wie dem Tod zu entrinnen. So interpretieren moderne, existentialistische Psychiater die Depression« (Ernest Becker, 1976, 310). Unterdrückte oder verhinderte Trauer führt dazu, daß uns die Welt insgesamt bedeutungslos erscheint, daß wir der Gegenwart keine Bedeutung mehr abgewinnen und die Zukunft als hoffnungslos empfinden.

Wenn wir deshalb gemeinsam Trauerwege gehen, dann gehen wir gleichzeitig gemeinsam Lebenswege. Wir begegnen damit der Ein-

sicht, daß zu unserem Leben beides gehört: Bindungen eingehen und Abschied nehmen. Verena Kast vergleicht das mit dem schönen Bild der Nomaden. »Der kann sich trennen, der auf weitere Bindungen vertraut, der kann abschiedlich existieren, der immer wieder weiß, daß er sich niederlassen kann. Das Bild des Nomaden bietet sich dafür an: der Nomade, der immer wieder weggeht, sich aber auch immer wieder niederläßt auf Zeit; was aber das Lebensnotwendigste für ihn ist, das nimmt er mit« (Verena Kast, 156).

So führen uns die Trauerwege zum Leben. Wir werden auf diesen Wegen entdecken, was das »Lebensnotwendigste« für uns ist. Auch die Bibel kennt solches nomadisches Grundgefühl und hat es häufig auf unser Lebensgefühl übertragen: »Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir« (Hebr 13,14). Dieses »Lebensnotwendigste« hat etwas mit unserer eigenen Identität zu tun. Trauerarbeit ist Identitätsarbeit. Von der biblischen Wahrheit her wissen wir von der Ambivalenz des »Lebensnotwendigsten«: Wer das Leben festhalten will, der wird es verlieren – wer aber sein Leben riskiert um Christi willen, der hat es schon gewonnen. Ich gehe deshalb Trauerwege in bewußter Nachfolge Jesu Christi. Das klingt dem einen fromm, dem anderen abgegriffen. Für mich ist es ein Abenteuer. Und ein Weg voller Vertrauen.

Nachfolge führt uns nicht direkt in den Himmel. Der Umweg Gottes ist der Weg zu den Menschen, zu unserer Lebensgeschichte. Nachfolge kann uns allen die Augen dafür öffnen, daß unsere Lebensgeschichte immer auch die Geschichte Gottes mit unserem Leben ist. Trauerwege sind die Wege, auf denen ich die verlässlichste Gefährtschaft erfahren habe. In weltlich-psychologischer Sprache sagt Verena Kast es so: »An der Emotion der Trauer, so paradox es klingt, können wir »gesund« werden, denn sie bewirkt Wandlung« (Verena Kast, 164). Wandlung aber macht uns bereit für neue Beziehungen.

Israel hat nomadisch gelernt
= Unterwegs sein → Pilgrim Staat
Die Glaubenszuweg

2. DAS STERBEZIMMER MEINES GROSSVATERS

sehr Biographisch

Der Mensch ist ja ein Gottesbeweis. Ich meine die Tatsache, daß wir alle eigentlich wissen – auch wenn wir es nicht zugeben –, daß wir hier auf der Erde nicht zu Hause sind, nicht ganz zu Hause. Daß wir also noch woanders hingehören und von woanders herkommen. Ich kann mir keinen Menschen vorstellen, der sich nicht – jedenfalls zeitweise, stundenweise, tageweise oder auch nur augenblicksweise – klar darüber wird, daß er nicht ganz auf diese Erde gehört.

Heinrich Böll

Definition von nomadischen Leben, wir sind nicht hier ganz zu Hause

2.1. KINDHEITSERINNERUNGEN ALS FUNDAMENT DER LEBENSGESCHICHTE

An das Sterbezimmer meines Großvaters erinnere ich mich ganz genau. Ich war damals wohl fünf Jahre alt. In der »guten Stube« war er aufgebahrt, große Kerzenleuchter brannten. Bevor ich in diese Stube ging, genauer fast, beim Eintreten, hatte ich das Gefühl: wie die Weihnachtsstube. Es hatte auch nichts Schreckliches an sich. Nicht für mich als Kind. Ich hatte den Großvater lieb gehabt, wengleich ich ihn als eines seiner jüngsten Enkelkinder nur noch wenig erlebt hatte – in seinem Schrebergarten, den er mit Hingabe und Behutsamkeit gepflegt hat. Ich erinnere mich, daß die Stube, in der er nun lag, verdunkelt war mit den gelben Rollos. Ich höre noch bis heute draußen die Straßenbahn fahren, da auf der Herforder Straße – heute fast eine Autobahn – damals Kopfsteinpflaster und in der Mitte die Schienen der Straßenbahn. Das Geräusch, wenn sie bremste, wenn der Schaffner an der Klingel zog, wenn sie langsam röhrend sich wieder in Bewegung setzte. Ich habe diese Geräusche genau im Ohr. Manchmal, wenn ich früher in dieser Stube Mittagsschlaf machen müssen und nicht schlafen konnte – aber natürlich gehorsam liegen blieb –, dann hatte ich sie immer gehört, diese Geräusche. Und in meiner Fantasie fuhr ich immer mit in dieser Straßenbahn, mit der Plattform vorn und hinten, mit den Schiebetüren, mit den schmalen gelben Fenstern, die sich oben am Waggon rundherum wie ein Kranz zogen, die hölzernen Bänke, der geriffelte Holzfußboden.

bei Beerdigung sein – gut! 22

Die Straßenbahn war das Vehikel hin zur Welt, in die Stadt, oder auch ins Grüne, was bei uns die Sennelandschaft war (»Senneendstation! Senneendstation! Alles aussteigen!«). Und als ich da wieder die Straßenbahn hörte, als wir im Kerzenlicht am Sarg des Großvaters standen, da wieder: die Straßenbahn-Geräusche. Die Reise geht weiter. Mein Opa war Lokomotivführer – also keine Person des »öffentlichen Lebens«, sondern ein ganz normaler älterer Herr (mit viel Humor – und wenig Haaren auf dem Kopf).

Später dann wurde der Verkehr angehalten, als der Trauerzug mit dem Pferdefuhrwerk über die Herforder Straße zum nicht weit entfernten Nicolaifriedhof ging. Irgendwie stand das Leben da jedenfalls still. Und das fand ich instinktiv richtig. Daß jetzt erst einmal alles anhielt – und sich dann nur im Tempo des Trauerzuges bewegen konnte; daß das alltägliche Gerenne den Tod und die Trauer nicht überrannte, ja, das fand ich gut und eindrucksvoll. Natürlich wäre das heute undenkbar, ein Verkehrschaos. Warum eigentlich?

Ich erinnere mich an das traurige Gesicht meiner Großmutter, an die Tränen meiner Mutter; aber auch an die Blumensträußchen, die wir zur Beerdigung in die Hand bekamen. Ich fand die Blumensträuße schön und schön auch, daß wir alle welche hatten, Blumen für den Großvater. Und es war sehr festlich, klar geordnet, ruhig und ohne Aufregung.

Ich hätte es im übrigen bestimmt nicht verstanden, wäre ich damals ausgeschlossen worden. Und ich glaube auch nicht, daß ich da gestört habe. Ich spürte, worum es hier ging. Aber ich fühlte mich auch nicht überfordert oder geängstigt. Ach, wie wenig haben Kinder Angst bei einer Beerdigung! Ich habe manchmal Kinder bei Beerdigungen erlebt, manchmal noch sehr kleine. Ich denke an eine Beerdigung, bei der die Angehörigen mich gefragt hatten, ob sie die Kinder wohl mitnehmen sollten. Sie waren noch sehr klein, aber der Verstorbene hatte sie über alles geliebt. Ich jedenfalls habe dazu Mut gemacht.

Vor der Trauerhalle noch sagt mir der Vater der beiden Kinder: »Das wäre dem Großvater verdammt recht gewesen, daß die Kinder auch jetzt in seiner Nähe sind.« Das fand ich auch. Und es hat uns nicht gestört, daß die Kinder dann während der Trauerfeier sehr nah am Großvater waren, daß der Dreijährige mit den Griffen am Sarg klapperte – bis die Eltern ihn, aus Rücksicht wahrscheinlich den anderen gegenüber, zu sich auf den Schoß holten. Kinder können sehr unbefangen sein. Es ist oft mehr die Angst der Erwachsenen, den Kindern die Beerdigung, den Gang zum Sarg zu »ersparen«.

Vom Kindheit zu wissen, daß das Leben ein
Fahrt ist. 23

die Metapher hat übertragene Bedeutung. Er erzählt die Arche –
typen zu bilden. Erfahrung – kommt vom fahren
Ich fahre in die Wirklichkeit

Ob auch dem Leser, ob Ihnen jetzt auch Erlebnisse einfallen aus Ihrer Kindheit? Es ist gut, wenn Sie diese Eindrücke einmal aussprechen, aufschreiben würden. Denn Ihre Erlebnisse gehören ja mit hinein in dieses Gesprächsbuch. Ob Sie jetzt einen Zettel hier ins Buch legen mit Ihren eigenen Erfahrungen?

2.2. DIE WIRKLICHKEIT KANN MAN NICHT ERSPAREN

Ich erzähle vielleicht: noch etwas weiter:

Viel dunkler, unheimlicher liegt mir der Tod meiner Großmutter im Herzen. Ich erinnere mich daran, daß mitten an einem Tag, ich war vielleicht gerade sieben Jahre, meine Eltern ganz eilig weggerufen wurden. Wir waren allein. Und ich erinnere mich daran, daß wir, ratlos und ahnungslos, am Schreibtisch meines Vaters irgendwie nach Anhaltspunkten gesucht haben. Wir fanden da einen Zettel liegen: »Unsere arme Großmutter«, so erinnere ich mich. Unsere arme Großmutter. Es mußte also etwas Schreckliches passiert sein. Erst später, als sie wiederkamen, meine Mutter fassungslos, mein Vater sehr ernst, da erfuhren wir langsam, was passiert war. Sie war auf eben dieser »Herforder Straße«, ganz in der Nähe ihrer Wohnung, von einem Kleinbus erfaßt worden und auf der Stelle tot. Ich habe sie nicht mehr gesehen.

Deshalb habe ich sie mir immer besonders schrecklich verunglückt vorgestellt. Ich glaube, daß meine Fantasiebilder die Wirklichkeit noch um einiges an Grausamkeit übertroffen haben. Das meine ich, wenn ich »ersparen« sagte: Vielleicht hätte man mir meine grausame Fantasie erspart, hätte ich etwas genauere Anhaltspunkte gehabt. Kinder wollen, müssen alles immer ganz genau wissen. Was ihnen vorenthalten wird, was ihnen verschwiegen wird, das dichten wir Kinder dazu – und darauf haben die Erwachsenen keinen Einfluß.

In meiner kindlichen Vorstellung bleibt immer eine sehr ängstliche (sie war es wirklich, war auch sehr vorsichtig – um so unbegreiflicher für uns, daß gerade sie verunglückte!) ältere Frau in schwarzem Kleid, das sie immer trug, mit ihrer Schürze, die sie bei dieser kurzen Besorgung noch umbehalten hatte, ihr liebendes, faltiges Gesicht, ihr graues Haar. Ich weiß auch, daß ich mit meinen kleinen Männchen (den Figuren aus dem Halma- oder Mensch-ärger-dich-Spiel, mit denen ich immer viel gespielt habe) oft das alles nachgespielt habe, den

Kind-Jesus in der Mitte. INT) Mt 18,2

24

Unfall, die Beerdigung. Ich verstehe es heute ganz gut, daß wir damals herausgehalten wurden – die Erwachsenen waren zu schockiert, als daß sie jetzt noch hätten handeln können. Aber wir waren natürlich auch auf unsere Art und Weise schockiert. Wir auch.

Noch eine ganz andere Art Erfahrung möchte ich ansprechen: Ich habe lange gebraucht, diese frühen Erinnerungen wieder wachwerden zu lassen. Bei manchen Eindrücken fiel mir das nicht schwer, sie waren mir ganz nah, anderes habe ich erst mit viel Überraschung wiederentdeckt, als ich mich an das Schreiben gemacht habe, als ich ins Erzählen hineingekommen bin: Da ist dann plötzlich die Situation wieder ganz nah gewesen, die ich so weit weggeschoben hatte, die ich lange nicht hatte wahrhaben wollen, die ich vielleicht vergessen wollte.

Ist es gut, so in seinen Erinnerungen zu forschen? Meine Frage geht eigentlich andersherum: Je mehr ich mich mit dem Sterben anderer Menschen, mit Trauern beschäftige, um so stärker tauchen nahezu von selber diese Eindrücke wieder auf. Und dann ist es gut, wenn sie ihren Platz bekommen. Denn sie haben ihren Platz, und sie haben ein Recht darauf, einen Platz zu haben. Sie haben ja auch in meinem Leben Platz gehabt. Und es macht mich weniger befangen, wenn ich das aufschreiben, ansprechen kann, was ich damals so erlebt habe.

2.3. DIE UNBEFANGENHEIT DES KINDES

Daß ich als Kind sehr häufig bei Beerdigungen war, hatte eher heitere Gründe: Zum entlegenen Sennfriedhof durfte mein Vater später mit dem Taxi gefahren werden (er war Pfarrer); vorher fuhr er mit dem Motorrad. Beides reizte mich sehr. Und mein damaliger Berufswunsch schwankte deshalb sehr stark zwischen Pfarrer und (Taxi-) Fahrer. Ich bin dann zwar nie zu den Trauerfeiern gegangen, bin aber eigentlich immer hinter dem Trauerzug hergegangen, um nach der Beisetzung mit meinem Vater den Rückweg anzutreten. Wir haben uns dann immer viel unterhalten – und er war überrascht (ich nicht), als ich ihm schließlich die Agenda zur Beisetzung auf dem Rückweg auswendig aufsagte. Ich habe beides in Erinnerung: die unpassenden Unterhaltungen, die so am Schluß eines Trauerzuges fällig sind – von denen sich keiner meiner geschätzten Amtskollegen einen Begriff macht (und was manche Trauerfeier-Erfahrungen erheblich ernüchtern würde); aber auch die unendlich traurigen, schmerzgezeichneten

Kirchgang Buch des Richters: Gott alles abhandelt.

Mit Wissen

25

conscientia – MGEWISSEN
Röm 2,15 – Gewissen

Richter - fällt
Anklagen + beurteilen

Weg vom Götze nach Emmaus
Wir müssen die Bilanz machen

Biblische Hintergründe
Begründungs-Relation

ten, weinenden Gesichter, gerade bei den ersten Schritten aus der Trauerhalle heraus. Der Beginn des letzten Weges, dieser Beginn fällt uns allen schwer; irgendwie spüren wir: der Anfang vom Ende. Es ist dann ganz gut, wenn erst einmal dieser Weg auf uns zukommt.

Erst in den letzten Tagen ist mir wieder eingefallen, was ich über drei Jahrzehnte einfach vergessen hatte: In unserer Gemeinde gab es eine junge Frau, die an Multipler Sklerose erkrankt war. Mein Vater hatte sie oft besucht, und ich weiß nicht, wie es dazu kam, ich weiß nur, daß ich regelmäßig jede Woche über einen längeren Zeitraum auch dort bei ihr zu Besuch war. Ich war vielleicht zehn oder elf Jahre alt. Und ich wußte ganz genau, daß diese Frau unheilbar krank war. Ich habe ihr erzählt, was ich erlebt habe, ich habe ihr vorgelesen, sie sicherlich auch aufgeheitert, jedenfalls rechnete sie fest mit meinen Besuchen und freute sich offensichtlich sehr darüber.

Bestimmt werden wir zu Hause häufiger darüber gesprochen haben, aber von diesen Gesprächen ist mir nichts in Erinnerung geblieben. Nur eben, daß ich es auch ganz selbstverständlich fand, daß die kranke Frau regelmäßig besucht werden mußte.

Eingefallen ist mir diese Kindheits-Begebenheit nach dem Lesen des Buches von Walter Weber (Jenseits der Nacht). Sicherlich war es die furchtbare Diagnose, die beide Geschichten gleich haben. Ich wußte also, daß sie unheilbar krank war, und sie wußte es auch. Aber das hat unsere Besuche nicht bestimmt. Ich bin ganz gern dahingefahren, natürlich fand ich es auch – das mußte einfach sein. Es gibt eben auch eine Pflicht zur Nächsten-liebe; und ganz besonders in dieser Situation. Und ich war »ihr Michael«, das war ganz klar – auch, als wir sie zum letzten Mal im Pflegeheim besuchten und sie sich kaum noch regen, auch nicht mehr sprechen konnte. Jedenfalls nicht mit Worten. Aber ihre Augen haben gesprochen und gestrahlt.

Auch die Vorlesenachmittage bei meiner (anderen) Oma hatten für mich etwas mit Sterben zu tun. Ich mußte fromme Geschichten vorlesen, Kalenderblätter oder aus Heftchen – und ich bekam eine kleine Belohnung: Sie hatte sich dafür immer einzelne Pfennige hingelegt, wovon ich wenige bekam. (Sie war in meinen Augen sehr geizig.) Und ich glaube, sie hat mich kaum nach meinem eigenen Leben gefragt. Ich mochte diese Oma zwar ein bißchen, geliebt habe ich sie aber nicht so richtig. Ich habe das bei ihr auch nicht vermißt, ich erwartete es ganz einfach nicht. So hat mich auch ihr späteres Sterben eigentlich nicht sehr bedrückt.

2.4. LEBENS-BILANZ-ARBEIT MITTEN IM LEBEN

Vielleicht hat es mir die Vielzahl von Erfahrungen auch schwerer gemacht, selber zu trauern. Es war ja oft genug die Trauer der anderen, die ich miterlebte. Eigene Trauer habe ich nur ganz selten erlebt – mehr im Spielen, wenn ich dort mein Leben und andere Erlebnisse nachgespielt habe.

Daß Sterbende oder unheilbar Kranke ein Recht auf Besuche haben, das finde ich eine gute Kindheitserfahrung. Es hat mich nicht erschreckt. Es würde auch andere Kinder nicht erschrecken. Und manche Sterbende oder schwerkranke Menschen würden sich weniger einsam fühlen, würden Kinder, jedenfalls zeitweise, ganz unbefangen und heiter um das Krankenbett herumspielen.

Dann: Wo mich die Erwachsenen schonen wollten, da ist meine Fantasie schonungslos mit mir umgegangen. Und das sollten Erwachsene wissen und berücksichtigen.

Ich habe eine Seite bei mir kennengelernt, ich weiß nicht, ob sie mit diesen Erfahrungen mittelbar zusammenhängt: Ich halte gern etwas fest, bewahre viel auf und kann erst sehr viel später entscheiden, was ich längst hätte wegwerfen können. Ich kaufe manchmal zuviel ein und lege mir gern Vorräte an (an Büchern, an Getränken, an Arbeit, an Vorhaben). Ich glaube schon, daß ich Sorge habe, es könnte einmal alles zu wenig sein, Schluß sein. Inzwischen liegt mir mehr daran, nicht einfach etwas fortzusetzen, sondern etwas zum Abschluß zu bringen: loslassen – nicht nur beim silvesterlichen Aufräumen zwischen den Jahren.

Ich kann manchmal schlecht aufhören, lebe oft genug über meine Grenzen hinaus. Dabei habe ich das Gefühl, ich könnte den Grenzen ein Schnippchen schlagen. Natürlich bezahle ich: mit Müdigkeit am nächsten Morgen etwa oder mit Erschöpfung. Aber klüger bin ich deshalb doch noch nicht geworden. Ich fange wohl erst langsam an, den Grenzen auch etwas Barmherziges abzugewinnen.

In einigen Büchern, die ich in der letzten Zeit gelesen habe, ist mir das Motiv »Lebensbilanz« begegnet. Einmal ganz konkret so, daß Sterbende häufig ihre Lebensgeschichte erzählen und abschließen wollen; dann in dem oft berichteten Erlebnis, daß in der Nähe zum Tod das Leben manchmal rückwärts wie ein zu schnell laufender Film noch einmal vor den Augen erscheint.

Warum eigentlich überlassen wir die Lebensbilanz erst unserer Sterbestunde – in der uns manchmal nicht die Zeit dazu gelassen wird

und niemand da ist, der uns begleitet (weil sie ja alle etwas zu tun haben). Sicherlich hat eine Bilanz am Ende des Lebens besondere Ernsthaftigkeit und Dramatik. Sie ist endgültig. Aber gerade das ist oft auch ihre Tragik. Und manchmal ist es auch gut so, wissen zu können: Jetzt lasse ich das so stehen. Daran wird jetzt nicht mehr gerüttelt.

Ich glaube, es befreit und bereichert, wenn wir Lebensbilanz auch mitten im Leben ziehen. Ich mache das eigentlich ziemlich regelmäßig am Ende eines Jahres. Da liegt offensichtlich der natürliche Ort im Jahreszyklus, solches zu bedenken. Aber oft bleibt das stecken beim Betrachten des gerade zu Ende gehenden Jahres.

Es gibt andere Lebensabschnitte: Alle sieben Jahre ist ein solcher Lebensabschnitt: zwischen sechs und acht Jahren, um das vierzehnte Lebensjahr, natürlich mit 21 (oder etwas früher), aber dann auch auf der Schwelle zu den dreißiger Jahren. Dann wieder, nachdem man längst 40 geworden ist. Sicherlich auch mit 49 Jahren oder erst recht mit 56 Jahren, wenn die letzte Phase des Berufslebens begonnen hat, dann mit 63 Jahren, wenn unabwendbar das Ende des Berufslebens bevorsteht, dann mit 70, wenn das Alter zur Aufgabe zu werden beginnt. Dann mit 77, wenn man gewiß schon viele überlebt hat, mit 85 dann, wenn man nicht mehr auf viele Jahre hoffen kann. Jeder Lebensabschnitt braucht seine Lebensbilanz. Wir brauchen diesen Kontakt zu den Wurzeln unserer eigenen Lebensgeschichte – oder wir leben mit verkümmerten Wurzeln wie ein Fähnlein im Wind. Lebensbilanz ist Wurzelarbeit, Grundlagearbeit.

Auch meine eigene Lebensgeschichte bedarf der Aneignung und der Strukturierung. Denn aus ihr entstehen Impulse für mein augenblickliches Denken und Empfinden. Es entsteht so etwas wie eine Matrix meiner eigenen Erinnerungen. Ich zeichne sie ein in ein einfaches Modell, das ich im 10. Kapitel in Anlehnung an *Eugen Rosenstock-Huussy* und sein »Kreuz der Wirklichkeit«
genauer entfalte. Es umgreift die vier Grund-Dimensionen: Innen – Außen und Vergangenheit – Zukunft. Im Bild gesprochen ergeben sich vier Sektoren meiner Wirklichkeitswahrnehmung und -durchdringung:

● Der Bereich zwischen Innen und Vergangenheit. Ich nenne diesen Bereich »die innere Lebensgeschichte« (AC-Sektor). Hier haben die inneren Bilder meiner Vergangenheit ihren Raum. Nicht nur die tatsächlichen Ereignisse, sondern auch die Ängste und Fantasien, die Imaginationen und Projektionen. Angewendet auf die Teile meiner

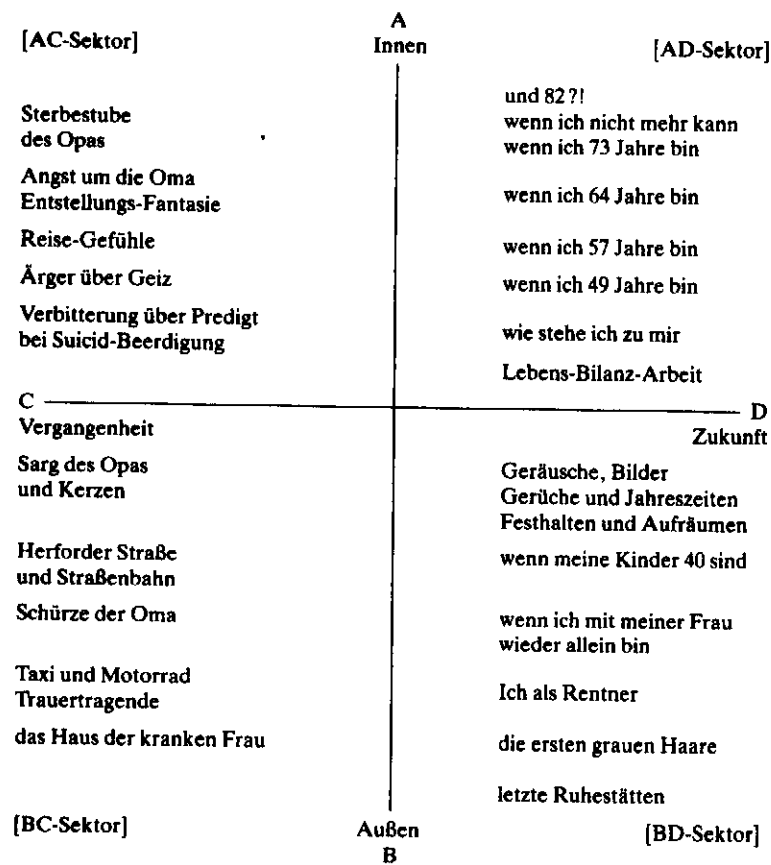
Lebensgeschichte, die ich gerade erzählt habe, gehören hierhin: die Ähnlichkeit von Sterbezimmer und Weihnachtsstube; die Reise-Gefühle (Straßenbahngeräusche); die Ängste um die Großmutter; die Fantasie ihrer Entstellungen; Unfall-spielen; das Zugehörigkeitsgefühl zu der MS-kranken Frau; mein Ärger über den Geiz der (anderen) Großmutter, aber auch meine Ratlosigkeit und Verbitterung bei der Beerdigung des Freundes, der sich das Leben genommen hatte.

● Der Bereich zwischen Außen und Vergangenheit. Ich nenne diesen Bereich »die äußere Lebensgeschichte« (BC-Sektor). Hier haben die lebendigen äußeren Bilder meiner Vergangenheit ihren Raum. Die Gegenstände und Räume, die anderen Personen. Angewendet auf meine Lebensgeschichte, soweit ich sie hier bedacht habe, gehören in diesen Sektor: der Sarg des Großvaters und die Kerzen, die Blumen für das Grab, die Herforder Straße und die Straßenbahn, die von Pferden gezogene Kutsche mit dem Sarg; der Zettel auf dem Schreibtisch meines Vaters »Unsere arme Großmutter«; die Schürze der Großmutter; Motorrad und Taxi, mit denen wir zum Friedhof fuhren, Trauer-Agenda; das Haus in der Brehmstraße und das Krankenzimmer der MS-kranken Frau; das Wohnzimmer meiner (anderen) Großmutter.

● Der Bereich zwischen Innen und Zukunft. Ich nenne diesen Bereich die »innere Zukunftsgeschichte« (der AD-Sektor). Dahin gehören alle meine inneren Bilder, die mit meiner persönlichen Zukunftsgeschichte verbunden sind, Vorstellungen, die ich mir über mein eigenes künftiges Leben mache – und die manchmal in unklarer Beziehung zu meiner »inneren Vergangenheitsgeschichte« stehen. Hier beginnt die eigentliche Transfer-Arbeit; Übertragung in mein gedachtes, projiziertes, gewünschtes oder befürchtetes Leben. Auf dem Hintergrund der Geschichten, die ich mir in Erinnerung gerufen habe, gehören in diesen Sektor: meine Neigung zur Lebens-Bilanz-Arbeit; die Wahrnehmung von weiteren Übergängen (»wenn ich 49 Jahre alt bin, oder 57 oder 64 Jahre oder 73 oder – ob ich wirklich 82 Jahre alt werde?«); abschiedlich denken und empfinden: Was ist wirklich wesentlich in meinem Leben? Wie ist das, wenn ich mal nicht mehr kann? Wen wünsche ich mir an meiner Seite, wenn ich mich selber aus der Hand gebe? Wie stehe ich eigentlich jetzt zu mir selber? Was kann ich annehmen? Was mag ich nicht leiden an mir?

● Der Bereich zwischen Außen und Zukunft. Ich nenne diesen Bereich die »äußere Zukunftsgeschichte« (der BD-Sektor). Dahin gehören nicht nur äußere Angewohnheiten, die mir bis heute geblieben

sind und mich wohl auch weiterhin bestimmen: das Festhalten. Das Aufräumen. Das Erledigen-Wollen. Das »Übersicht-behalten-Wollen«. Gern spielen. Geräusche, Bilder, Gerüche, Gebäude. Es gehören hier auch die »anderen« Menschen hin, mit denen ich mich jetzt sehr tief verbunden fühle – und die Ahnung: Wie wird das wohl weitergehen? Wenn meine Kinder vierzig sind – und ich über 70 Jahre alt? Wenn ich nicht mehr arbeite, keinen Beruf mehr habe, nur noch die Rolle des Rentners? Ja, so weit: Wo möchte ich eigentlich meine »letzte Ruhestätte« haben? Ich weiß noch ganz genau: Als Kind habe ich mich still und ganz für mich mit diesen Vorstellungen beschäftigt. Das geschieht in letzter Zeit seltener – aber doch immer wieder.



Und in dieses »Kreuz der Wirklichkeit« gehören auch all die anderen lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Hoffnungen hinein, die ich jetzt noch nicht angesprochen habe. Um die Übersicht noch zu erhalten, lasse ich es – in diesem kleinen persönlichen Beispiel – bei den bisher erzählten Stationen und Gedanken. Im Bild sieht dieses Kapitel dann so aus... und ich kann mir durchaus vorstellen, daß bei jedem Leser diese Sektoren ganz andere Namen haben (s. S. 30).

Jeder wird diese vier Sektoren anders ausfüllen, anders benennen. Aber all diese Dimensionen gehören zu meiner Lebensgeschichte. Sie werden auch dann mich noch bewegen, wenn meine eigene Lebens-Bilanz in ihrer Endgültigkeit nicht mehr zu bestreiten ist.

Aber schon jetzt ist es gut, zu wissen, zu spüren, zu ahnen, was war und was sein wird. Ich werde selber wacher für das, was andere Menschen – ganz intuitiv und unstrukturiert – eben doch auch bewegt, was sie geprägt hat, was sie verkraften mußten, wo sie sich allein fühlten, wo sie geborgen sind, wo sie sich getragen wissen.

Erzählungen des Lebens sind wie Bergwanderungen: Langsam führt uns unser Lebensweg immer höher. Ist es ein Zufall, daß da am Gipfel das Gipfelkreuz steht – auch ein »Kreuz der Wirklichkeit!«, auch ein Ort, wo wir alle anfangen, die Wege zu überblicken und zu begreifen, die wir gegangen sind – mehr noch, die wir geführt worden sind.

3. VORSORGLICH TRAUERN

Der Patient, der von einem schweren Verlust bedroht ist, in diesem Fall seinem eigenen, und der eine antizipatorische Trauerarbeit, wie wir es jetzt nennen, leisten muß, hat eine psychologische Aufgabe vor sich, die durch die Menschen in seiner Umgebung erleichtert oder – weil sie nicht wissen, was los ist – unabsichtlich verhindert werden kann. Und so kommt es zu den Opfern von fehlangepaßten Trauerprozessen. Irgendwie muß man mit ihnen umzugehen versuchen, und meistens ist man dabei sehr unglücklich.

Erich Lindemann

3.1. AUS DER PRAKTISCH-THEOLOGISCHEN WERKSTATT

Meine eigenen Fragestellungen möchte ich verbinden mit den Fragen, die junge Theologen formuliert haben, als sie sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen begannen.

Da sind einmal die Fragen, die stark berufsbezogen sind, die also ganz eng mit der Arbeit eines Pastors zu tun haben:

● Wie wird eigentlich in der Bibel vom Tod geredet? Und natürlich steckt dahinter die unausgesprochene Frage: Was kann mir mein eigener Glaube für Hilfen geben, wenn ich dem Tod oder Trauernden und Sterbenden begegne? Das ist eine Frage nach den Grundlagen des christlichen Glaubens. Aber doch eine Frage auch, die eigenartig voraussetzungslos klingt: als stünde da eben ein Problem – und der Glaube habe darauf eine Antwort. Schwierig dabei ist, wie sehr unser eigenes Leben und die Wahrheit der Bibel einander gegenüberstehen. Ich möchte deshalb die Frage umformulieren: Ist mein eigener Glaube eigentlich stark genug, der Begegnung mit Sterbenden und Trauernden standzuhalten – und habe ich eigentlich etwas anzubieten als Pfarrer in einer solchen Situation? Oder noch stärker zugespitzt: Stimmt das wirklich, daß mich mein Glaube auch in meinem eigenen Sterben tragen wird – oder bleibt da am Ende nicht doch Todesangst?

● Was leistet eigentlich Trauer? So wurde eine Frage formuliert. Sie klingt unerhört pragmatisch – und genau das ist das Problem. Im Unterschied zu anderen Themen, die einem jungen Theologen im

Laufe der Ausbildung begegnen, kann eben diese Frage nach Leben und Sterben nicht pragmatisch beantwortet werden. Gerade ein pragmatischer Umgang erschwert wirkliche Trauer. Trauer braucht Umwege, braucht Zeit, braucht Ratlosigkeit, braucht Betroffenheit, braucht Ausweglosigkeit, Entmutigung, die wir erleben und ihr nicht ausweichen. Insofern bringt uns diese Frage ziemlich ins Zentrum unserer Arbeit. Ich will es als These formulieren: Wir sind es gewöhnt, wir werden daran gewöhnt, alle Lebensprobleme pragmatisch anzugehen. Sie sind zu bewältigen – und dafür gibt es eben Mittel und Wege, Instrumentarien, Lösungen. Nur beim Tod ist das anders. Auch beim Sterben. Und deshalb auch bei der Trauer. Ich möchte unterscheiden zwischen dem lebendigen Umgang mit schwierigen Augenblicken – und dem pragmatischen. Der lebendige Weg schließt die ganze Vielfalt unseres Lebens mit ein, auch unsere Schattenseiten: das Zögern, die Angst, das Ausweichen, das Wiederholen, das Wegstecken, das Wiederauftauchen, sich aussprechen, fassungslos sein, sich ausweinen können, nicht mehr weinen können, suchen, unendlich viel suchen, den Verstorbenen, mich selber, unsere gemeinsamen Pläne, die ich nun allein vor mir habe und die plötzlich sinnlos geworden sind, mich selber finden, mit mehr Einsamkeit, als ich verkraften kann. Der pragmatische Zugang ist verhängnisvoll. Er wird uns in unserer Gesellschaft gern als der allein richtige suggeriert: das Problem benennen, Lösungswege aufzeigen, Lernschritte vollziehen, Ergebnisse formulieren – fertig. So sind wir dann eben fertig – fix und fertig. Das Leben verläuft in anderen Bahnen.

Ich kehre diese Erfahrung um: Weil ich spätestens in der Begegnung mit Trauern und Sterben erfahre, daß Reifungsprozesse und menschliche Entwicklung anders verlaufen, nicht einlinig, nicht in geraden Linien, sondern in unendlichen, kaum vorhersehbaren Verwicklungen, in Serpentinien und abschüssigen Strecken, in mühsamem Aufstieg, in überraschenden Entdeckungen und in neuer Ratlosigkeit – deshalb komme ich zu immer stärkerem Mißtrauen auch gegenüber anderen pragmatischen Problemlösungen. Sie werden dem Leben nicht gerecht, sie werden dem Menschen nicht gerecht. Und sie finden nur schwer wieder eine Brücke zum mühevollen und doch verheißungsvollen Weg der Nachfolge. Ich möchte die Frage umformulieren: Hat das eigentlich einen Sinn zu trauern, kann ich der Trauer vielleicht doch ausweichen? Oder mehr noch, erlebe ich im Trauern etwas, das mich ermüdet, fertigmacht – oder kann ich irgendwann auch wieder aufatmen, mich freuen, lachen?

Gleich an dieser Stelle möchte ich davor warnen, etwa die Ergebnisse der Sozialpsychologie, Erfahrungen aus Gesprächen mit Trauernden oder Therapieformen zu generalisieren und daraus einfache Handlungsmodelle zu entwerfen. Jedenfalls Betroffenen fällt das immer wieder erschreckend deutlich auf: wie wenig in solchen Handlungsabläufen Personen, ihre Lebensgeschichte und ihre Unverwechselbarkeit, die Unvergleichlichkeit unserer gemeinsamen Beziehung zum Tragen kommen kann. Es mag Orientierungspunkte geben, vergleichbare Empfindungen, Übergänge, die irgendwann einmal vor uns stehen – aber es gibt nicht den einzig richtigen Weg. Es gibt die Notwendigkeit zur Entscheidung – und es bleiben die Bedenken: Ich hätte gern anders entschieden. Oder: Ich weiß eigentlich gar nicht, wie es jetzt weitergehen kann.

3.2. HILFLOSIGKEIT ALS HILFE

Damit verbunden ist die Frage, die etwa so formuliert wurde: Gibt es Trauerhilfe – oder bin ich ganz auf mich allein gestellt? Das ist bereits eine Weiterführung, denn es enthält eine sehr persönliche Erfahrung: Ja, ich bin manchmal ganz auf mich allein gestellt. Mit allem, was mir Gott gegeben hat – aber ohne all das, was an Methoden und Instrumenten den Anschein von Zuverlässigkeit gibt. Unsere zentralen Eigenschaften treten plötzlich auf den Plan: unsere Ungeduld oder Geduld, unsere Zuverlässigkeit oder Unzuverlässigkeit, unsere Verbitterung oder unser Zorn, aber auch unsere Güte und Heiterkeit. Ich stehe allein, mit all dem, was mir an Ausdrucksmöglichkeiten gegeben ist.

● Kann ich wirklich immer betroffen sein – ohne einfach billig zu vertrösten? Diese Frage trifft uns im Kern, gerade beim Beruf des Pfarrers. Beide Klischees sind ja problematisch. Das Klischee des vertröstenden Pfarrers (und ich halte zugute: Er kann im Augenblick nicht mehr geben, deshalb klingt der Trost so verträglich). Aber auch der weinerliche Pastor, der vor lauter eigener Trauer nicht den Trauernden zu seinen eigenen Gefühlen kommen läßt. Der selber immer alles tun will: auch die ganze Trauer dieser Welt tragen. Vielleicht liegen beide Verhaltensweisen sehr nah beieinander: Ich überfordere mich – und stelle mich stärker in den Mittelpunkt als die Menschen, die ich begleiten soll: Ich will trösten, trauern, »Mutmachen zum Leben«, wie die neuklerikale Formel heißt.

stellen mich = ohne fremde Hilfe

● Zuverlässigkeit = spolehlivost, hochovornost
 ● Heiterkeit = vesel, veselost, jasnost

Es hilft vielleicht schon die kleine Einsicht, daß ich stellvertretend spreche, daß ich Übermittler bin, daß ich von jemandem anders beauftragt und ein wenig befähigt bin: von Christus, der das Leben geliebt hat – und den Sterbenden nicht ausgespart hat. Es sind unsere eigenen Grenzen angesprochen.

Wie lange kann ich wirklich betroffen sein? Die ersten zehn Beerdigungen lang, das erste Berufsjahr (mit über fünfzig Beerdigungen), ein ganzes Berufsleben lang mit vielleicht zweitausend Beerdigungen?

3.3. DIE UNVERWECHSELBARKEIT

Ich möchte diese Frage erweitern: Darf ich müde werden in meiner Fähigkeit mitzutruern? Wie ist das eigentlich mit meinen eigenen Grenzen? Wem darf ich meine Grenzen zumuten – und wo darf ich mir das einfach nicht erlauben? Wir werden hoffentlich erfahren, daß gerade unsere eigenen Grenzen uns dem Leben viel näherbringen als unser ständiges reibungsloses Funktionieren, Reden und Gestalten. Auch Trauern hat es mit Reifen zu tun. Und weil Sterben ein lebenslanger Weg ist, kann es kein »Fertigsein« geben – aber auch kein: »Ich bin noch nicht so weit.«

Ganz kennzeichnend ist weiter die Frage: Wer ist eigentlich gefragt: Die Amtsperson oder der »Anteilnehmer«? – Ehrlich gesagt: Beide sind eigentlich nicht gefragt – aber kommen ungefragt daher. Die Amtsperson, die sich hinter der Würde des Amtes, dem Auftrag der Kirche und manchmal (ziemlich unberechtigt) als Verkündiger des Evangeliums aufspielt – komme, was da wolle. Und auch der »Anteilnehmer« (es klingt bitter: Es nimmt jemandem den Anteil, der ihm nicht gehört) kommt, ohne zuzuhören, abzuwarten, nachzuempfinden. Ich mag die Frage nicht einfach ins Absurde abschieben. Natürlich gibt es das, die Rolle, die ich habe, das Amt, das ich verkörpere. Mehr noch: Sie kann mich tragen und schützen, diese Rolle. Aber sie kann mir auch Zugänge erschweren, unmöglich machen. Und darum bleibt die Frage: Wie persönlich und aufrichtig kann ich eigentlich bleiben, gerade auch, wenn mir ganz anders zumute ist?

● Wie kommt eigentlich der Kontakt zu Trauernden oder Sterbenden zustande? Natürlich ließe sich hier ganz praktisch antworten: durch das Telefon oder durch einen Besuch. Im Zusammenhang mit meinen eigenen Befürchtungen vor einem Trauergespräch bringe ich genauer zur Sprache, was mit dieser Frage angesprochen ist. Es gibt die

zumuten = überlast

Die Amtsperson
 Was ist theob-
 gisch Amt.
 5

Wind sind
 Stellvertreter

e BOTSCHAFT
 pose stui, v2 kaz
 ve vylanectvi

AMT - von
 Jakovici
 ordnatio
 rite vocata
 Acta 14

Bei dem Ordination = Händeauflegung - Segnung -> dann
 Amtsperson; PS 16 - Immer den Amt betreten ->

Furcht: Werde ich eigentlich als Gesprächspartner akzeptiert? Trauen mir die Menschen etwas zu in dieser Situation? Und was Sterbende angeht, die traurige Ernüchterung: Wie selten nur wird eigentlich heute noch »nach dem Pfarrer gerufen«. Und weil nach dem Pfarrer oft erst gerufen wird, wenn alles zu spät ist, was soll er dann noch? Eine gute Beerdigung machen!?

Die Krankenhausseelsorge zeigt am deutlichsten, daß der Weg anders geht. Erst, wenn ich den Menschen zu Lebzeiten, dann, wenn sie ihren Alltag ganz normal leben, wenn ich ihnen da nah bin, werden sie mich auch im Sterben als Begleiter ansprechen können. Wenn sie mich erst rufen müssen, kann wirklich alles zu spät sein. Und es gehört zu den bitteren Erfahrungen des Gemeindepfarramtes, daß solche Nähe nur selten möglich ist. Daß oftmals die Anonymisierung auch uns selbst gepackt hat.

3.4. HELFENDE BERUFE AN DER GRENZE

Zwei weitere Fragen gehen direkt ins Zentrum der Arbeit: Wie rede ich mit Sterbenden? Oder: Was braucht der Sterbende von mir? Ich will erst einmal die Befürchtungen benennen, die diesen Fragen offensichtlich zugrunde liegen: das Gespräch mit einem Sterbenden habe nichts vergleichbar mit einem Gespräch mit Lebenden. Wenn ich nicht die richtigen Worte finde, kann ich mit dem Sterbenden nicht sprechen. Und die andere Befürchtung: Ich habe nichts anzubieten, was dem Sterbenden in seiner Lage hilft: Ich kann ihn auch nicht wieder zum Leben zurückbringen. Und das eigentlich ist es, was der Sterbende von mir verlangen könnte. Und dann stehe ich ganz dumm da.

Wenn wir hinter unseren Fragen die Befürchtungen zur Sprache kommen lassen, sind wir bereits einen Schritt weiter. Zuerst einmal: Das Gespräch mit dem Sterbenden ist das Gespräch mit einem lebendigen Menschen, der in vielem die gleichen Empfindungen, Sorgen und Befürchtungen hat wie ich. Und doch gibt es einen wichtigen Unterschied zwischen uns beiden. Ich werde – jedenfalls vorläufig – weiterleben. Für ihn aber ist das Ende unmittelbar absehbar. Unsere Perspektive, unsere Zukunftserwartung unterscheiden uns. Und das macht uns Angst.

● Wie ist eigentlich früher gestorben worden? Neben einem historisch wissenschaftlicher Interesse liegt der Frage sicherlich auch die Vermutung zugrunde: Frühere Generationen sind mit dem Sterben

anders umgegangen. Wahrscheinlich haben wir bestimmte Fähigkeiten in der Begegnung mit dem Sterben verlernt. Anders gefragt: Welche Erfahrungen früherer Generationen müßten wir wieder in Erinnerung rufen und für unser eigenes Lernen einsetzen? Neben diesen stärker vom künftigen Berufsbild geprägten Fragen gibt es aber auch die andere Seite, die persönlichen Fragen, die mit unserem eigenen Leben, mit unserem eigenen Sterben zu tun haben:

● Wie kann ich mich mit meinem eigenen Tod auseinandersetzen? Gibt es Wege und Möglichkeiten, sich selber auf sein Sterben schon mitten im Leben vorzubereiten? Und wie gelingt das eigentlich in einer Umgebung, in der das Thema Tod so intensiv verdrängt und abgelehnt wird? Lassen sich aus Todeserfahrungen Lebensperspektiven entfalten? Wie kann ich eigentlich mein eigenes Bewußtsein verändern – eine größere Bereitschaft gewinnen, mich auch persönlich dieser Herausforderung zu stellen?

Solche persönlichen Fragen haben sich in späteren Gesprächen deutlich zugespitzt. Dem möchte ich jetzt noch nicht vorgehen. Aber eines ist deutlich: Es fehlen uns gerade bei diesem lebenswichtigen Erfahrungsbereich die verlässlichen Beispiele, die tragfähigen Wege, die zuverlässigen Begleiter, die hilfreichen Beispiele. Und deshalb wird manchmal der Sterbende bereits mit der Trauer eingehüllt, die eigentlich erst später an der Zeit wäre; Vorsorgetrauer – die uns doch nicht wirklich hilft im Sterben. Als könnten wir, wenn wir schon »vorsorglich« trauern, uns spätere Schmerzen ersparen. Gerade die Ideologie, Schmerzen auf jeden Fall zu vermeiden, führt oft zu unsagbaren Schmerzen des Gemüts. *mysl*

Soweit erste Fragen, die uns beunruhigen, aber auch bewegen: Mut fassen, das »Sterben zu leben«; Trauernden nicht ausweichen, sie aber auch nicht bedrängen; eigener Trauer auf der Spur bleiben; auf Heilung vertrauen, die stärker ist als unsere Vernunft.

Auch diese Vorfagen, die Fragen von Berufsanfängern, die Fragen von Menschen, die sich auf die schwere Aufgabe einlassen, andere Menschen auf Trauerwegen zu begleiten, auch diese Fragen gehören selber mit zur Trauerarbeit. Wenn wir sie zusammenfassend in einer Übersichts-Grafik darstellen, merken wir sehr schnell: Es sind genau die Grundfragen, die sich immer dann stellen, wenn es um abschiedliches Leben geht:

- die Frage nach Gott;
- die Frage nach unserer Betroffenheit, unseren Gefühlen;
- die Frage nach den Schritten der Trauer.

→ kritische Beschäftigung mit Selbstwerts

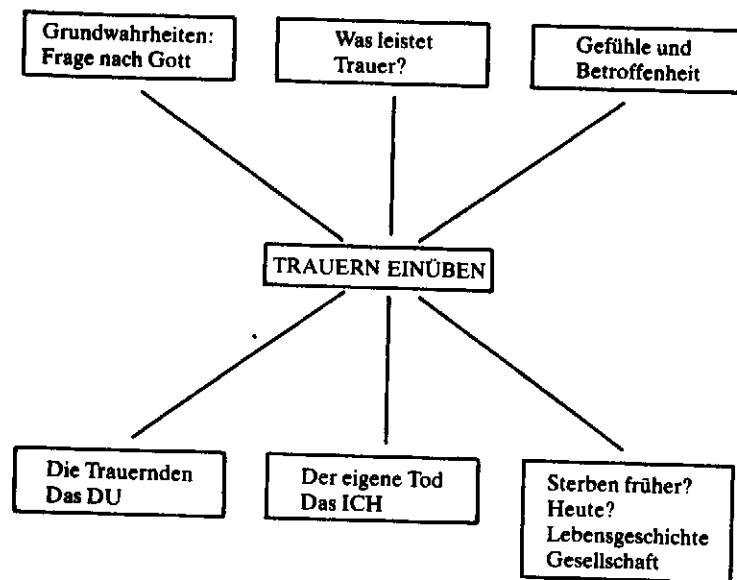
liefern = dodat
dodatvat,
poskavat
pročekovat

verwahrt

Nähe hat Vorteile und Nachteile
východa nevýchoda

Zukunftserwartung

- Aber dann auch, noch stärker auf Personen bezogen, die Fragen:
- wer trauert hier eigentlich (Das Du);
 - wo stehe ich mit meiner eigenen Person (Das Ich);
 - wie ist es mit der Lebensgeschichte (Gesellschaft/Geschichte)?



Anders gesagt: Einüben von Trauerbegleitung geschieht nicht allein in meiner eigenen Person, nicht allein in Auseinandersetzung mit meiner eigenen Lebensgeschichte. Es kommen jetzt ganz andere Dimensionen und Personen in den Blick: Grundwahrheiten des Lebens, Grundwahrheiten, die früheren Generationen geholfen haben, diese Schritte zu gehen, Lebensgeschichten, die ich vorher nicht gekannt habe, aber auch die Begegnung mit meinen eigenen Trauer-Gefühlen.

Eine gründliche Vorbereitung auf Trauerbegleitung darf diese vielfältigen Dimensionen nicht ignorieren. Wir selber müssen uns den Fragen aussetzen – und warten können, zuhören können, mitempfinden lernen, Nähe erfahren, Abstand zulassen und sich selber Vertrauen schenken lassen. Das heißt: Glauben.

3.5. VERSTEHEN LERNEN IN HELFENDEN BERUFEN

In allen helfenden Berufen taucht die Aufgabe unvermittelt und zugleich unabweisbar auf, Trauernde zu begleiten und Sterbenden beizustehen. Weil aber diese Aufgabenstellung nur selten gründlich bedacht oder gar geübt worden ist, verfügen MitarbeiterInnen aus helfenden Berufen (Ärzte, Krankenschwester, Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Heilpädagogen) über ein bemerkenswertes Kommunikations-Repertoire, solche Herausforderungen abzuweisen... Sie fühlen sich zu Recht mangels Ausbildung inkompetent – können jedoch nicht vermeiden, daß sie von den Betroffenen um Hilfestellung und Verständnis gebeten werden. Das Abweisungs-Repertoire taucht in vielen Variationen auf. Das am weitesten verbreitete Kommunikations-Muster heißt:

- Beschwichtigung: »Ach, ich glaube, bei mir wird das nie mehr was!« Darauf der inkompetente Helfer: »So schlimm ist es wirklich nicht.« Oder: »Das dürfen Sie aber nicht sagen!« Oder: »Warten Sie mal ab, morgen sieht die Welt schon wieder ganz anders aus.« Damit signalisiert der Helfer dem Betroffenen unmißverständlich: Ich will mich auf diese Frage nicht einlassen.

Ein anderes Kommunikations-Muster der Abweisung bezeichne ich als:

- Gegensteuerung: »Mir geht es wieder so schlecht. Es wird mir alles einfach zu viel.« Darauf der abweisende Helfer: »Sie sehen aber gar nicht so schlecht aus!« Oder: »Anderen Menschen geht es noch viel schlechter!« Oder: »Ich werde Sie jetzt erst einmal untersuchen und Ihnen dann die richtigen Medikamente aufschreiben. Sie sollen mal sehen, dann sieht alles bald wieder ganz anders aus.«

Beliebt ist besonders bei medizinischen Fachleuten ein anderes Muster:

- Nicht-zu-Wort-kommen-lassen: Der Patient kommt leidend zum Arzt oder liegt erwartungsvoll-leidend im Bett; der Arzt kommt, ahnt schon, was der Patient auf die routinisierte Frage »Wie geht es Ihnen denn heute?« antworten würde, nämlich: »Ach, ganz schlecht, Herr Doktor!« – und übergeht deshalb die Frage, flüchtet sich in medizinische Geschäftigkeit und beschäftigt sich mit Daten statt mit der Person. Nach Abschluß dieser Beschäftigung trifft er seine Anordnung und verläßt kommunikationslos gegenüber dem Patienten das Zimmer. Im besten Fall bleibt beim Patienten der Eindruck zurück: Der

Arzt versteht sein Handwerk; er ist schließlich vielbeschäftigt. Im schlechteren Fall sieht der Eindruck so aus: Er wird schon wissen, was mit mir los ist. Aber unhöflich war er doch. Und im schlechtesten Fall wendet der Patient seine Aggression gegen sich selber: Ich bin halt kein ebenbürtiger Gesprächspartner. Er hat mich ja keines Wortes gewürdigt. Nur wenige Patienten ahnen, daß es schlichte Unbeholfenheit ist, die insbesondere die Ärzteschaft zu solchen verfehlten Kommunikationsritualen greifen läßt.

Die medizinische Ausbildung hat sich von ihrer eigenen geisteswissenschaftlichen Verwurzelung gelöst. Es gibt kaum einen interdisziplinären Dialog mit Methoden und Erkenntnissen anderer humanwissenschaftlicher Disziplinen. Solcher Dialog-Abbruch erleichtert es der Medizin zwar, sich in ihrer eigenen Disziplin zu spezialisieren. Er verhindert aber gleichzeitig die Fähigkeit, das eigene Instrumentarium in Auseinandersetzung mit anderen Traditionen weiterzuentwickeln und zu überprüfen. Die Leidtragenden sind – die Leidtragenden. Sie kommen in diesem Bild vom Menschen, in diesem Ansatz der Medizin nicht genügend vor.

Der in den Humanwissenschaften – insbesondere in der Soziologie, in der Sozialpsychologie und in der Pastoraltheologie – entwickelte »lebensgeschichtlich orientierte Ansatz« ist für alle helfenden Berufe von großer Bedeutung. Die Lebensgeschichte ist ein diagnostisches Instrumentarium erster Ordnung. Es ist längst an der Zeit, diese Perspektive auch in die Ausbildung anderer helfender Berufe einzuführen. An dieser Stelle begnüge ich mich mit den notwendigen Vorfragen, die uns dann zur »Theorie der Lebensgeschichte« im vierten Kapitel führen werden.

Die Vorfragen helfender Berufe spitze ich zu auf den Bereich Medizin, den ich hier pars pro toto stellvertretend für alle helfenden Berufe (außerhalb der theologischen Disziplinen) behandeln möchte.

»Warum legt die Ärzteschaft so wenig Wert auf die Fähigkeit zur Kommunikation mit Trauernden und Sterbenden? Die einfachste Antwort: Sie sind Personifizierungen der Grenze der ärztlichen Kompetenz. Eine gleichberechtigte Kommunikation zwischen Ärzteschaft und Trauernden oder Sterbenden würde den Kompetenzvorsprung des Arztes aufheben – ihn gar umkehren. Denn in den Fragen, die hier zu besprechen sind, da sind nun einmal die Betroffenen weit kompetenter als die Ärzteschaft. Das sind ÄrzteInnen nicht gewöhnt.

Eine gründlichere Antwort auf diese Frage stammt von dem Bielefelder Soziologen Niklas Luhmann: Es handelt sich im Kern um ein

Reflexionsdefizit der Medizin (Luhmann, 1983, 173). Im Unterschied zu vielen anderen Disziplinen ist es der Medizin bislang nicht gelungen, eine wirkliche Theorie über sich selbst zu entwickeln. Was in der Wissenschaft die Wissenschaftstheorie, in der Rechtswissenschaft die Rechtstheorie, in der Pädagogik die Theorie der Bildung, in der Theologie die Systematische Theologie oder in der Philosophie die Erkenntnistheorie leisten, das findet im System der Krankenbehandlung einfach nicht statt. Luhmann spitzt diese Beobachtung in der Behauptung zu: »Im System der Krankenbehandlung muß dagegen Selbstreflexion als solche, und speziell Reflexion in der Form von Theorie, erst einmal etabliert werden« (ebd., 172). Es ist im Kern also ein Theorie-Defizit, das die Medizin so unfähig zur Kommunikation hat werden lassen. Und das zeigt sich am schärfsten in der Gesprächs-Unfähigkeit gegenüber Sterbenden und Trauernden. Der Arzt geht von der irrigen Annahme aus: Er weiß einfach alles besser – und vor allem weiß er, daß er es besser weiß als der Patient. Was soll dann noch Reflexion?

Krankenbehandlung hat es zu tun mit dem Verhältnis von Körper und Bewußtsein. Im Rahmen einer solchen Theorie lassen sich Schmerzen als »Kommunikation des Körpers an das Bewußtsein« beschreiben. Eine wissenschaftlich dialogfähige, selbstreflexive Medizin müßte deshalb ein vitales Interesse an Grundformen der Kommunikation haben. Sie müßte lernen, Kommunikation selber einzusetzen und verstärkt selbst kommunikativ tätig zu werden.

Da kaum zu erwarten ist, daß solche Einsicht sich gleichsam von selber in der Medizin Raum greift, bleibt nur ein einfacher Weg: Die Aufklärungspflicht des Arztes muß von den Patienten konsequenter eingefordert und gesetzlich durchgesetzt werden. Kommunikation wird auf diese Weise eine notwendige Grundform ärztlichen Handelns.

Erich Lindemann, der Vertreter der amerikanischen »Mental Health-Bewegung« und Begründer einer sozialen Psychiatrie, weist bereits Ende der sechziger Jahre nachdrücklich darauf hin, »daß eine offene Kommunikation für alle Beteiligten in einer kritischen Situation außerordentlich wichtig ist« (Lindemann, 1985, 177). Sein Konzept von der »therapeutischen Gemeinschaft« hat auch für die Allgemeinmedizin unabsehbare Folgen. Als medizinischer Fachmann setzt er sich mit den Forderungen auseinander, denen sich helfende Berufe, insbesondere die Ärzteschaft in Zukunft zu stellen haben. Er formuliert seine Einsichten nicht nur als medizinischer Fachmann, sondern als Betroffener: Er selber litt an einer unheilbaren Krank-

heit, lebte sechs Jahre mit einer Chordom am Sakralwirbel – und äußerte sich zu diesen Fragen, als er bereits wußte, daß er an Krebs sterben würde.

»Nun, es kommt wahrscheinlich nicht oft vor, daß Sie einen Patienten haben, der sowohl Arzt als auch Psychiater ist und der dies durchgemacht hat, und deshalb werde ich ein bißchen über einige Einzelheiten dieser Aufgabe erzählen, die ich tatsächlich irgendwie hinter mich gebracht habe, sonst könnte ich nicht so leicht darüber reden. Die einzelnen Schritte dieses Prozesses reihten sich bei mir in der inneren Auseinandersetzung mit einem Chordom aneinander, einem der schlimmsten Tumorformen, das bei einer Abklärungsoperation drei Jahre zu spät entdeckt wurde, nachdem man es drei Jahre lang als Virus oder Bandscheibenschaden falsch diagnostiziert hatte. Der Chirurg, der mich zur Bestrahlung schickte und mir sagte, daß er die bösartige Geschwulst nicht entfernen könne, war darüber so unglücklich, daß ich ihn trösten mußte, weil er den Zug verpaßt hatte. Und er sagte: »Sie haben jetzt drei oder vier Jahre, reichen Ihnen drei oder vier Jahre?« In diesem Augenblick haut es einen wirklich um, und was einen umwirft, ist, daß man nicht unsterblich ist. Denn jedermann hat irgendwie die seltsame Überzeugung, unsterblich zu sein. Wir können uns selbst nicht wirklich tot vorstellen.« (Lindemann, 1985, 191).

Wie verhalten sich Menschen in einem akuten Trauerzustand? »Die Konfrontation mit dem Tod bedeutet, daß Wut ausgelöst wird: »Wer war der Übeltäter?« ... Also: erhöhte Feindseligkeit. Zweitens: Wellen des Schmerzes und Beschäftigung mit dem Bild des Verstorbenen.« Trauerarbeit bedeutet, »daß der Überlebende die gemeinsamen früheren Erfahrungen mit dem Verstorbenen in kleinen Schritten noch einmal nacherlebt und durcharbeitet: Dinge, die man zusammen unternommen hat, die sozialen Rollen, die für die Beziehung ausschlaggebend waren, die sich komplementär ergänzten und die Tag für Tag in der täglichen Routine gelebt wurden. Jeder kleine Teil dieser geteilten Rollen muß durchdacht, ja sozusagen durchlitten werden« (ebd., 185).

Trauerarbeit geschieht aber manchmal schon vor dem Tod. Lindemann nennt das »antizipatorische Trauerarbeit« – die Auseinandersetzung mit dem Verlust der eigenen Person angesichts des drohenden Todes. Wieviel Zeit bleibt einem noch, nur eine kurze Weile oder viel Zeit? »Ich habe bei meiner Erkrankung und Bedrohung meines Körpers diese Unsicherheit selbst sehr gründlich durchgemacht. So kommt es also auf das Bescheidwissen an: Sich Informationen zu be-

schaffen, ist ein wichtiger Teil der psychisch gesunden Anstrengung zur Bewältigung einer Krisensituation« (ebd., 187).

Das zweite ist: »Was macht man mit der Traurigkeit, mit den bösen Gefühlen?« Wie geht man mit der Flut von Emotionen um?« »Nun, das Entscheidende ist, daß man Gefühle zum Ausdruck bringen und mit anderen teilen kann. Oft sind es die Krankenschwestern, die damit am besten umgehen können, wenn es um das Mit(einander)-Teilen der Gefühle geht, die dann allerdings von ihren Freunden in ihrem Sozialsystem etwas Rückhalt brauchen, wenn es zuviel für sie wird. Vor allem die Krankenschwestern der Intensivstationen sind in dieser Hinsicht besonders gefährdet dadurch, daß der Tod hier so schnell droht. Und all dies geschieht so rasch und immer wieder, daß sie wirklich Hilfe brauchen. Auf einigen Intensivstationen gibt es inzwischen Gruppen, in denen Schwestern miteinander über ihre Gefühle reden wie zum Beispiel: »Ich habe diesen Patienten getötet – ich habe nicht im richtigen Moment aufgepaßt und ähnliche Dinge über diese Schuldgefühle, nicht im richtigen Moment dagewesen zu sein oder die Situation falsch eingeschätzt zu haben« (ebd.). Die Bewältigung solcher »emotionalen Last« braucht Zeit.

Erich Lindemann, der sich seinem eigenen Sterben ausgeliefert sah, hat versucht, von Leidenden zu lernen. »Von den Leidenden lernen und neuen Leidenden davon mitteilen, ist heute zu einem Zweig der Psychiatrie geworden, den wir Erforschung der Bewältigungsmechanismen (Coping) nennen.« Er selber ist die gleichen Wege gegangen. So hat er ein Buch von Hans Zinsser, der relativ jung an Leukämie starb, gelesen. »Er mußte um sich selber trauern« – denn er starb, als er erst ein Drittel von dem geschafft hatte, was er sich vorgenommen hatte. Deshalb beginnt er, sich selber zu betrauern – ganz so, wie das sonst in der Trauer um andere geschieht. Sein Buch heißt: »As I remember him« (Meine Erinnerungen an ihn). Zinsser beschreibt darin das Leben mit sich selbst. Indem er ihm – sich selbst – einen Platz zu»schreibt« und liebevoll an ihn – sich selbst – denkt, versöhnt er sich damit, daß diese Geschichten einmal waren, in der Zukunft aber nur noch Geschichten sein werden. Aber immerhin: Geschichten!

Von Hans Zinsser übernimmt Erich Lindemann das Modell: »Existenz ist die Erinnerung an die Person, die war« (192). Das hieß für ihn persönlich: »Und man denkt wie besessen über die Vergangenheit nach! All die Kindheitserlebnisse, die Erlebnisse als Junge.«

Der nächste Schritt seiner antizipatorischen Trauer bestand darin,

die Orte seiner Vergangenheit aufzusuchen. »Ich fuhr nach Deutschland und besuchte all die Plätze, wo ich aufgewachsen war, und mein Geburtshaus; ich versuchte, Menschen zu finden, die ich damals gekannt hatte; ging zurück nach Heidelberg, wo meine Karriere begonnen hatte; und ich tat etwas, was ich gemacht hätte, wenn ich in Heidelberg geblieben wäre, statt in die Vereinigten Staaten zu kommen: Ich hielt eine Vorlesung vor Medizinstudenten. Es war wichtig für mich, diese Gelegenheit nachzuholen, die versäumt worden war und vielleicht nie wiederkommen würde. Dieses Nachholen versäumter Gelegenheiten ist ein sehr wichtiges Element, auf das im voraus Trauernde nicht zurückgreifen können, wenn sie nicht wissen, daß sie sterben werden.« Und es ist wichtig, Streitigkeiten beizulegen, nicht nur für einen selbst, wenn man geht, sondern auch für diejenigen, die bleiben.

Die Trauerarbeit Sterbender bringt *Erich Lindemann* auf einen knappen Nenner: Es muß eine Gelegenheit geben, all das, was im Leben noch nicht zu Ende geführt wurde, zu durchdenken, es zusammenzubringen und dann in die Tat umzusetzen. »Ich wurde geradezu hypomanisch, indem ich z. B. herumjagte und all die Dinge tun wollte, von denen ich dachte, daß es wunderbar sein würde, sie noch einmal zu tun. Mit anderen Worten: Achten Sie darauf, daß Menschen, die den Tod vor Augen haben, nicht in einer Umgebung leben müssen, die ihren Tatendrang einschränkt; daß sie immer noch so mobil sein können, wie es ihre Krankheit erlaubt, und immer noch so reich an neuer Erfahrungen, solange es eben geht« (ebd., 193).

Die meisten Menschen, die um sich selber trauern – weil sie um ihre unheilbare Krankheit wissen –, schreiben keine Bücher. Aber sie vertrauen ihre Geschichten den Angehörigen oder der Krankenschwester, dem Pfleger an, denen sie viele Kapitel ihrer Lebensgeschichten erzählen. Manches mit Nachdruck und großer Bestimmtheit. Sie schaffen darin ein »kollektives Überlebensbildnis« von sich selbst. Ein Bild, Geschichten, die auch noch sein werden, wenn sie selber nicht mehr leibhaftig da sind – das ist ein Kernstück des Trauerns.

Wer mit biblischen Geschichten vertraut ist, wird hier viele Ähnlichkeiten wiederentdecken: Der Segen des Vaters als Übergabe der Lebensgeschichte an den Sohn (Abrahams Segen; der Kampf um den Segen des Isaak) – die Geschichte Gottes wird fortgesetzt, in der nächsten Generation. Die Abschiedsreden Jesu, die Deuteworte der Abendmahls-Tradition (»Das tut, so oft ihr es trinket, zu meinem Ge-

dächtnis«) – all das sind Geschichten, die noch sein werden, wenn sie selber nicht mehr leibhaftig da sind – ein Kernstück des Glaubens.

Das ist ein wichtiger Grund dafür, warum Menschen in ihrer ab-schiedlichen Lebenszeit vertraute Menschen um sich brauchen. Sie brauchen das Gegenüber, den konkreten Adressaten ihrer Lebensgeschichte. Aber auch diese Konstruktion und Rekonstruktion der Lebensgeschichte hat ihre Zeit. Auch *Lindemann* beobachtet: »Manchmal sind Patienten, die unheilbar krank sind, schon versöhnt mit ihrem Schicksal und haben ihr Leben abgeschlossen; und wenn dann noch Besuch kommt, wollen sie ihn nicht mehr sehen. Man wundert sich, was mit ihnen los ist, es sei denn, man erkennt, daß ein bestimmter Prozeß stattgefunden hat und daß man an die Phase anknüpfen muß, in der sich ein solcher Prozeß gerade befindet« (*Lindemann*, 1985, 190).

Als Betroffener eröffnet *Erich Lindemann* allen helfenden Begleitern eine Einsicht in die Notwendigkeit, die Lebensgeschichte anderer verstehen zu lernen: »Man kann als Arzt, Krankenschwester und Sozialarbeiter dabei ein wissender Begleiter sein oder danebenstehen und völlig perplex sein. Warum ist das Verhalten des Patienten bloß so unbegreiflich? Wenn der Patient merkt, daß Sie ihn nicht verstehen, dann wird er natürlich in der Behandlung oft nicht kooperieren.«

Die häufigsten Einwände von Ärzten, Krankenschwestern und Sozialarbeitern heißen: Das kostet viel zu viel Zeit. Und: Das ist nicht unsere Aufgabe.

Beide Einwände sind vorgeschoben – und sie selber wissen das am besten. Denn tatsächlich kostet dieses Verstehen nicht viel Zeit, sondern kommunikative Kompetenz. Und das Verstehen der Lebensgeschichte gehört deshalb mit zur Aufgabe helfender Berufe, weil sie aus berufsethischen Gründen den Patienten nicht zum Objekt seiner eigenen Lebensgeschichte machen dürfen.

Der Arzt müßte insbesondere in dieser Situation dafür Verständnis haben, daß der Patient in hohem Maß narzißtisch mit sich selbst beschäftigt ist. Durch verweigerte »verstehende Kommunikation« zwingt er den Patienten dazu, sich mit dem Arzt zu beschäftigen, der seinerseits aber lediglich ein partielles Interesse an seiner Lebensgeschichte hat – nur an dem Kapitel »Krankengeschichte«. Der Arzt verlangt von dem Patienten in einem geradezu ungeheuren Ausmaß Altruismus (etwa, wenn gesagt wird, daß diese Untersuchungen der Wissenschaft und der Forschung dienen!).

Die verstehende Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte

des Patienten wird hoffentlich schon in wenigen Jahren zur Grundlagen-Kunde in Diagnostik gehören. Erich Lindemann zur Idee des »therapeutischen Bündnisses mit dem Patienten« statt der sogenannten »Arzt-Patienten-Beziehung«: »Aber ich glaube, daß man, wenn man diesen Prozeß erst einmal verstanden hat, überrascht sein wird, wie wenig Zeitaufwand wirklich nötig ist, um das richtige Wort zur rechten Zeit und nicht zuviel zu sagen; dem Patienten die richtige Art von Bestätigung zu geben, daß man ihn mit dieser ihm eigenen Art der Bewältigung (Coping) akzeptiert; und indem man dies tut, schafft man das, was wir ein therapeutisches Bündnis mit dem Patienten nennen: dem Patienten zur Seite stehen und ihn begleiten, statt ihn zum Objekt unserer Dienstleistungen zu machen« (ebd., 193f.).

3.6. ANTIZIPATORISCHES TRAUERN = Lebens-Bilanz Arbeit

Während wir zu Beginn des Kapitels »Vorsorgliches Trauern« als Ausgangsmotivation in helfenden Berufen beschrieben haben, sich mit Tod und Trauern zu beschäftigen, können wir jetzt am Schluß auch die andere Seite des vorsorglichen Trauerns darstellen. Erich Lindemann nennt »antizipatorisches Trauern« diejenige Trauer, die ein Mensch durchlebt, der sich seines eigenen Todes bewußt wird. Erich Lindemann beschreibt das nicht akademisch-abstrakt, sondern in persönlicher Betroffenheit. Welche Schritte er selber in diesem antizipatorischen Trauern gegangen ist, haben wir bereits angedeutet. Ich möchte sie übertragen auf diejenigen, die sich als Begleiter Trauernden zur Verfügung stellen. Denn darin liegt das größte Hindernis zur aufrichtigen Trauerarbeit, daß wir uns so schwertun, uns mit unserem eigenen Tod auseinanderzusetzen.

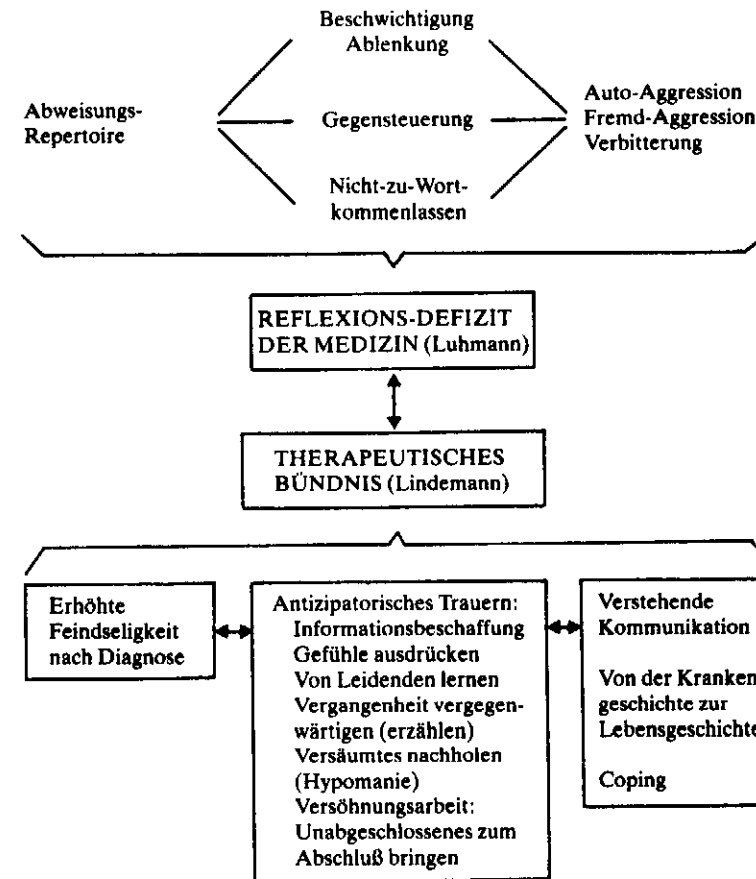
Ich behaupte deshalb: Jeder, der einen helfenden Beruf ergreifen möchte, muß antizipatorisches Trauern üben. Im Kern geht diese Aussage weiter: Jeder Mensch sollte das üben. Nicht – weil Tod und Trauer dann »erträglicher« würden, der Tod bleibt »unerträglich«. Und auch unsere persönliche Betroffenheit bleibt, wenn der Tod uns einen Menschen nimmt, den wir sehr geliebt haben.

Aber dieser Tod wird nicht unser eigenes Leben lähmen. Er wird uns verletzen. Er wird uns erschüttern. Doch er wird uns nicht besiegen. Wir werden vielmehr klarer und intensiver als zuvor verstehen, welche Aufgabe uns in unserem Leben aufgegeben ist.

Antizipatorisches Trauern möchte ich deshalb bezeichnen als »Le-

bens-Bilanz-Arbeit«. Nach *Erich Lindemann* bedeutet antizipatorisches Trauern, beispielsweise: sich die Orte seiner Vergangenheit anschauen; Versäumtes nachholen; Unabgeschlossenes zum Abschluß bringen.

Grafik: Grundprobleme helfender Berufe



Zur Ausbildung von Studentinnen und Studenten in helfenden Berufen gehört somit für mich unabdingbar zum Curriculum das persönliche Gespräch, die »Lebens-Bilanz-Arbeit«. Seit zwei Jahren habe ich solche Arbeit an unserer Hochschule begonnen. Die Meldungen

3 Gespräche sind zaghaft – die Gespräche jedoch sehr bewegend. Sie verlaufen äußerlich gesehen nach einem einfachen Grund-Schema. Die Lebens-Bilanz-Arbeit besteht aus drei Gesprächen. Das erste Gespräch ist ausschließlich der unmittelbaren Gegenwart gewidmet. Dafür nehmen wir uns viel Zeit. Und wir merken, oft erst am Ende des Gesprächs, wie wichtig es ist, sich seiner Gegenwart bewußt zu werden.

2) Das zweite Gespräch gehört der Vergangenheit, der Lebensgeschichte. Natürlich gibt es Verknüpfungen zwischen beiden Bereichen. Diese sind es, die uns unsere Lebensgeschichte präsent werden lassen, diese Verknüpfungen sind die roten Fäden unserer Identität. Dabei geht es in den lebensgeschichtlich orientierten Gesprächen nicht um Psychoanalyse. Es geht um Selbst- und Fremdverstehen auf einer sehr elementaren Ebene, auf der Ebene der Lebensgeschichte.

3) Das dritte Gespräch schließlich gehört der unmittelbar vor uns liegenden Zukunft. »Wie geht das jetzt so bei Ihnen weiter?« Je intensiver wir uns der Gegenwart gestellt haben, je gründlicher wir auch der eigenen Lebensgeschichte nachgegangen sind, um so klarer stellen sich die Aufgaben, die jetzt vor uns liegen. Keiner meiner GesprächspartnerInnen wäre wohl auf die Idee gekommen, daß wir hier gemeinsam »antizipatorisches Trauern« üben. Aber fast immer entwickelten sich Zukunftsaufgaben heraus, die ganz dicht bei dem lagen, was Erich Lindemann als »antizipatorisches Trauern« beschreibt: »Gelegenheit finden, un abgeschlossene Entwicklungen zum Abschluß zu bringen; sich öffnen für Aufgaben, denen wir uns bisher nicht gestellt haben, die uns aber jetzt als unabweisbar deutlich geworden sind.

Lebens-Bilanz-Arbeit ist Identitätsarbeit. Dazu verhilft uns die Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte. Und umgekehrt: Wenn wir uns unserer Lebensgeschichte bewußt werden – dann verändert sich auch unsere Trauergeschichte.

Solche Lebens-Bilanz-Arbeit geschieht – so berichten es die Legenden und die wahren Geschichten – in unterschiedlichster Gestalt. Von Dinu Lipatti, dem großen Pianisten, der im Alter von 33 Jahren 1950 starb, wird berichtet: Während eines Rundfunkkonzertes – er spielte Werke von Chopin – spürte er, daß seine Kräfte versagten. Er unterbrach sein Konzert für einen Augenblick und spielte dann, abweichend vom Programm, sein musikalisches Vermächtnis, den Bach-Choral »Jesus bleibet meine Freude«. Nie wieder habe ich eine so intensive und zugleich so schlichte Klavier-Interpretation dieses Bach-Chorals gehört – abschiedliches Leben in musikalischer Schlichtheit und Klarheit.

Aber nicht erst am Ende des Lebens vollzieht sich Lebens-Bilanz-Arbeit. Die natürlichen Zäsuren unseres Lebens sind es, die insgeheim die Einladung, die Aufforderung zur Lebens-Bilanz-Arbeit anbieten, insbesondere der Jahreswechsel. In diesen Augenblicken begegnet uns die Aufforderung, dem Kern des Lebens nahezukommen. Das bedeutet: Lebens-Bilanz-Arbeit. Helmut Gollwitzer sagt das so: »Gottes neue Wirklichkeit meint nicht ein Leben von Engeln und Seligen im Jenseits, sie meint die Veränderung unseres jetzigen Lebens aus der Todesrichtung in die Lebensrichtung. Diese Veränderung vollzieht sich nicht in pauschaler Negation von Umwelt und bisheriger Lebensführung, sondern in selektierender Bejahung und Verneinung, in der Veränderung der Prioritäten, im Austritt aus bisherigen Bündnissen und Eintritt in neue Bündnisse.« So wächst im abschiedlichen Leben neue Lebensverantwortung: daß wir wichtiger nehmen, was Menschen glücklicher macht, und unwichtiger nehmen, was Menschen mächtiger macht. Daß wir wichtiger nehmen, was Menschen sind, als das, was sie haben; daß wir wichtiger nehmen, daß wir uns in Liebe einander zuwenden, als uns in Korrektheit voneinander abzuschirmen; daß wir wachsam werden, wie die wachsamen Knechte Gottes (Lk 12,37f.)

Lebens-Bilanz-Arbeit, das weckt in uns Josua-Erfahrungen: »Nach dem Tode Moses, des Knechtes des Herrn, sprach der Herr zu Josua, dem Sohn Nuns, dem Diener Moses: Mein Knecht Mose ist gestorben; so mache dich nun auf, ziehe über den Jordan hier, du und dieses ganze Volk, in das Land, das ich ihnen, den Israeliten, gebe. Jeden Ort, darauf eure Fußsohle treten wird, gebe ich euch, wie ich Mose versprochen habe. Von der Wüste an und dem Libanon dort bis an den großen Strom, den Euphratstrom, das ganze Land der Hethiter, und bis an das große Meer im Westen soll euer Gebiet reichen. Niemand soll vor dir standhalten können dein ganzes Leben lang. Wie ich mit Mose gewesen bin, so will ich mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen noch preisgeben. Sei fest und unentwegt; denn du sollst diesem Volk das Land zu Erde austeilen, das ich ihnen geben will, wie ich ihren Vätern geschworen habe. Nun seid recht fest und unentwegt, genau zu tun nach allem, was dir mein Knecht Mose geboten hat. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß du Glück habest auf allen deinen Wegen. Von diesem Gesetzbuch sollst du allzeit reden und darüber nachsinnen Tag und Nacht, daß du genau tust nach allem, was darin geschrieben steht; denn alsdann wird es dir auf deinen Wegen gelingen und wirst du Glück haben. Habe ich dir

was
Gott-kompetenter
Seelsorger
die angegriffen sind,
sie verteidigen sich.
Unseres Amtes ist,
was die andere
nicht können.

nicht geboten: Sei fest und unverzagt. So laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr, dein Gott, ist mit dir auf allen deinen Wegen« (Jos 1,1-9). Noch spüre ich das alte Leben im Nacken, es will mich einholen, wie die Ägypter das wandernde Volk einholen wollten, nicht mit Überredung, sondern mit Gewalt. Und über dem alten Leben bricht das Meer zusammen, das sich mir geöffnet hat. Die Brücken sind abgebrochen – kein Zurück! Der Weg geht weiter, keine Vergangenheit, nur noch Zukunft.

Dann wird der Weg immer weiter, wir verlieren uns auf dem Weg. Solange noch ein Feind uns verfolgt, wissen wir, warum wir fliehen. Aber den Feind im Nacken gibt es jetzt nicht mehr – und das Ziel haben wir nicht vor Augen. Wir gehen im Kreis, wiederholen uns, probieren neue Wege aus, erfahren Enttäuschungen, leiden aneinander. Und bekommen dann eine Lebensordnung geschenkt. Wir haben einen verlässlichen Gott gefunden.

Wie Josua stehen wir an diesem Ufer, hinter uns die Wüste, die verschlungenen Pfade von Traurigkeit. Was liegt vor uns? Die Verheißung an Josua ist beeindruckend klar: Das Land deiner Zukunft reicht vom Gebirge bis zum Meer. Da wirst du wohnen.

Das verheißene Land, ich sehe es drüben am anderen Ufer. Die Arbeit wird mich nicht mehr fesseln. Die Zeit wird mich nicht mehr treiben. Der Schritt über die Grenze, sich nicht im Fluß verlieren. Ein neues Ufer betreten. Drei Geschenke erhalten wir, wie damals Josua und sein Volk: Mut wirst du brauchen. Sei fest und unentwegt. Denn du kommst in ein Gebiet, das schon seinen Namen hat. Und Gehorsam wirst du brauchen: nicht den Gehorsam, der mich zum Spielball menschlicher Interessen macht, sondern ein Gehorsam der Auflehnung gegen alles, was dem Leben des Menschen seine Würde zu nehmen droht. Und ein Ziel erhalten wir, das dritte Geschenk Gottes an Josua. Ein Ziel! Weiche nicht aus, wo du herausgefordert bist. Siehe, das Ziel – es liegt vor dir.

Ich selber habe mich bei meiner Lebens-Bilanz-Arbeit einmal erlebt wie ein Brunnen. Vielleicht hat er einmal gesprudelt. Vielleicht hat er einmal frisches Wasser gespendet. Vielleicht hat er einmal Menschen erfrischt. Aber dann hatte ich den Eindruck: Dieser Brunnen ist von innen verschlammte und überwuchert. Das Grundwasser kann nicht mehr richtig durchdringen, der Brunnen droht zu versumpfen, mehr noch: auszutrocknen.

Ich habe erst etwas gescheut, mich auf diesen dunklen Grund einzulassen, wäre ihm lieber ausgewichen. Aber ich spüre: Da unten muß

ich beginnen, wenn es wieder in Ordnung kommen soll mit dem Brunnen, mit dem Wasser, mit dem eigentlichen Sinn dieses Brunnens.

Mich packten zugleich Wehmut und Tatendurst, Erinnerung an die Zeiten frischen Wassers und der Wunsch, wieder nach Grundwasser zu suchen. Sehnsucht nach solchem frischen Wasser: Das Wasser spendet nicht der Brunnen selber, nein, er hält nur den Weg zum Grundwasser offen. Er ist selber voller Wasser und kann Wasser weitergeben, ohne ärmer zu werden.

Lebens-Bilanz-Augenblicke werden uns vom Lebenslauf angeboten: Jahreswechsel sind solche Augenblicke; Umzüge, Wohnungswechsel sind solche Augenblicke; Berufswechsel sind solche Augenblicke; Partnerkrisen sind solche Augenblicke; Geburt von Kindern sind solche Augenblicke – und wenn die Kinder aus dem Haus gehen; Pensionierungen sind solche Augenblicke. Nicht mitten in diesen Situationen, aber doch vorher und oft genug auch nachher ist Lebens-Bilanz-Arbeit unausweichlich, wenn wir uns dieser Herausforderung stellen, wenn wir beginnen, abschiedlich leben zu lernen. Dann kann aus einer Krise das werden, was sie immer im Kern ist: »Vertiefung«.

aktive Vorbereitung auf den Tod
Mut + Gehorsam + Ziel => 3 Geschenke der Glaube
Wem gehörst du? weil ich Gott gehöre,
hö're ich auf ihm.

r Brunnen (s₁-) studna,
pramen
zřidlo

4. DIE TRAUERGESCHICHTE ALS EIN KAPITEL LEBENSGESCHICHTE

»Diese Nächte, diese Angst und mein Grübeln über die Ärzte und ihre Unsicherheit, ihr Tappen im Dunkeln. Vielleicht müssen sie die Kranken belügen, nicht jeder trägt die Wahrheit. Aber dann sollten sie sich zusammensetzen und sich darüber einigen, was sie sagen. So erfährt der Patient, der beobachtet und nachdenkt und Fragen stellt, bohrende Fragen, erfährt er nur ein Mischmasch von Andeutungen, halben Lügen und Widersprüchen, aus denen die Hilfslosigkeit und oft auch die menschliche Unreife der Ärzte spricht. Und dann ist der Kranke verunsichert und versinkt in Angst. Angst, hab ich einmal gelesen, kommt aus Nichtwissen. Gewiß, Angst kann auch aus Wissen kommen. Aber wann und was ein Kranker wissen soll, das müßten die Ärzte sorgfältig bestimmen und verantworten können. Aber sie interessiert nur der Tumor und das ist niederschmetternd. Die gute Schwester Christiane ermuntert mich: »Aber Sie haben doch einen prächtigen Befund, Krebszellen sind nirgendwo unterwegs, sonst hätte der Histologe die Austrittswege gefunden.« Gott, wie herzerfrischend sie lügt und wie treuherzig ich ihr zuhöre!«

*Maxie Wander, etwa ein Jahr vor ihrem Tod.
(Leben wär' eine prima Alternative, 26f.)*

4.1. DER BIOGRAPHISCHE ANSATZ

»Am 11. Februar 1974 nahm der einundachtzigjährige Amerikaner Frank Tugend – geistig zweifellos verwirrt, körperlich jedoch völlig gesund – sein künstliches Gebiß aus dem Mund und erklärte, daß er nichts mehr essen oder trinken wolle. Er starb drei Wochen später auf den Tag genau.«

Mit diesen spärlichen Sätzen beginnt ein Buch, in dem Mark und Dan Jury (*Jury*, 1982, 7) in Texten und Fotos die Lebens- und Sterbgeschichte ihres »Gramp« dokumentieren. Sie erzählen jedoch nicht nur eine Sterbgeschichte, sondern entfalten daraus eine Lebensgeschichte. In ehrlicher und ungeschnörkelter Beschreibung erzählen sie die Begegnung einer Familie mit der Wirklichkeit des Todes. Und sie leisten Trauerarbeit auch in Bildern. Fotos sind ein Medium der Lebensgeschichte – wie das Fotoalbum einer Familie. In diesen Fotos vollzieht sich die Trauerarbeit der Familie, die ihren altersverwirrten Großvater bis zur letzten Minute pflegt und begleitet.

Im November 1977 starb die DDR-Schriftstellerin Maxie Wander,

1933 in Wien geboren. Wenige Monate vor ihrem Tod, 1977, veröffentlichte sie die Sammlung »Guten Morgen, du Schöne«, Protokolle von Frauen. Sie erlebte noch den ersten Widerhall ihres Buches und war verblüfft davon. Tausende hatten es in kurzer Zeit gelesen, von einigen Hundert erhielt sie Nachrichten über die Erregung, die sie bei ihnen erzeugt hatte. Im April veröffentlichte ihr Mann die Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von Maxie Wander aus dem Zeitraum von 1972 bis zu ihrem Tod. Auch dieses Buch ist eine erzählt-geschriebene Lebensgeschichte, die sich nicht mit dem Kapitel Trauer- oder Sterbgeschichte begnügt.

Am 19. Juli 1984 stirbt das Kind Karsten Wölfig. Seine Mutter, Marie-Luise Wölfig, hat versucht, in persönlichen Briefen an ihren Sohn ihrer eigenen Trauer Worte zu verleihen. Und sie hat über ihre persönlichen Erfahrungen in der Trauerzeit berichtet (*Wölfig*, 1985, 1987).

Jede Lebenskrise zwingt den Menschen in eine Distanz zu seiner bisherigen Lebensgeschichte. Bewältigung der Gegenwart und Gestaltung der Zukunft sind nur möglich, wenn es uns gelingt, die Krise in unsere Lebensgeschichte einzubeziehen: Die Trauergeschichte wird so zu einem Teil der eigenen Lebensgeschichte.

Das ist der entscheidende Grund dafür, warum die Begleitung Trauernder uns zur Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte nötigt. Dies beherbergt gleichzeitig eine Chance: Wer sich mit der Lebensgeschichte beschäftigt, beschäftigt sich im Kern mit der Frage nach sinnhafter Lebensführung.

4.2. DER ARZT ALS REGISSEUR DER KRANKENGESCHICHTE

Ich setze dort an, wo wir beim vorigen Kapitel aufgehört haben: beim Arzt, bei der Ärztin. Bezogen auf das Konzept der Lebensgeschichte läßt sich sagen:

Der Arzt ist der geheime Regisseur der Krankengeschichte. Er kennt sich in der Dramaturgie dieser Geschichte aus. Er schreibt die Rollen, denen sich der Patient unterzuordnen hat. Er insinuiert die Kompetenz, über den tragischen oder glücklichen Ausgang dieser Krankengeschichte »Bescheid« zu wissen. Er organisiert die Kulisse, verfügt über die MitspielerInnen (Mit-Patienten, Krankenschwestern und Pfleger), legt dramaturgische Zeitabläufe fest (Untersuchungs-

und Behandlungstermine, Entlassungstermine, Behandlungsfristen), bestimmt die Bühne (Behandlungszimmer, Labor). Das alles sind hoch-kommunikative Akte – nur er selber kommuniziert nicht oder kaum. Der Hintergrund ist schnell erklärt.

Die Krankengeschichte hat eine eigenartige Gesetzmäßigkeit: Je bedrohlicher die Erkrankung, desto ausschließlicher wird die Krankengeschichte selber zur aktuellen Lebensgeschichte. Hinter der Krankengeschichte treten alle anderen Bezüge und lebensgeschichtlichen Zusammenhänge zurück. Das gibt dem Arzt seinerseits die Berechtigung, vorrangig oder ausschließlich die Krankengeschichte zu behandeln und nach bestem fachlichen Können mitzugestalten.

Über weite Strecken sind auch Trauergeschichten Krankengeschichten in veränderter Form, »finale Krankengeschichten«, Krankengeschichten mit tödlichem Ausgang. Während jedoch bis zum Ende der ärztlichen Behandlung, genauer gesagt, bis zum Eintritt des Todes der Arzt eine dominierende Rolle in dieser Geschichte spielt, verschwindet er anschließend mit geradezu beängstigender Endgültigkeit von der Bildfläche – allenfalls noch die Todesmitteilung an die Angehörigen, das war's dann auch.

Der Trauerarbeit der Angehörigen jedoch würde es erheblich weiterhelfen, wenn der Arzt/die Ärztin schon früher eine Verknüpfung von Krankengeschichte und Lebensgeschichte ermöglicht hätten. So, wie landläufig die Lage ist, verbleibt solche Verknüpfungsleistung bei den Angehörigen.

Die Aufgabe, die sich dem Arzt in Zukunft stellt – vorausgesetzt, er ist bereit, das Reflexionsdefizit der Medizin zu durchbrechen –, ist scheinbar widersprüchlich: Einerseits muß er sich zurücknehmen und respektieren, daß die Krankengeschichte eingebunden ist in die Lebensgeschichte des Patienten. Hier kommt dem Patienten selbst höhere Kompetenz zu als dem Arzt. Gleichzeitig muß er sein Handlungsspektrum erweitern: Im Rahmen seiner diagnostischen Arbeit muß er lernen, den Patienten mit und in seiner Lebensgeschichte zu verstehen. Eine scheinbar paradoxe Aufgabe: Der Arzt müßte mehr können und leisten als bisher – und gleichzeitig müßte er sich als Regisseur und allgewaltiger Gestalter zurücknehmen lernen, um die von Erich Lindemann geforderte Praxis des »therapeutischen Bündnisses« zu ermöglichen.

Das ist schwierig, aber unerläßlich. Nur durch Ignorieren kann der Arzt seine zweifelhafte Rolle in der Krankengeschichte aufrechterhalten. Wer als Arzt die Zeugnisse der Maxie Wander, die fach-

lichen Anforderungen seines medizinischen Kollegen Erich Lindemann liest, der kann sich guten Gewissens mit der bisherigen Rollen- und Geschichten-Zuschreibung nicht einverstanden erklären.

4.3. KONFLIKT DER REGISSEURE

Neben der Krankengeschichte gibt es – im Grunde übergeordnet – die Lebensgeschichte des Patienten. Und hier ist jemand anders Regisseur und Hauptakteur: der Patient selbst. Die Krankengeschichte ist ein Teil der Lebensgeschichte. Und das hat Folgen. In der Lebensgeschichte verbleibt die oberste Kompetenz beim Subjekt selbst. Der Patient muß Krankengeschichte und Lebensgeschichte integrieren – denn die Krankengeschichte ist ein Teil seiner Lebensgeschichte. Dagegen lösen der Arzt / die Ärztin diesen Zusammenhang willkürlich auf, isolieren die Krankengeschichte von der Lebensgeschichte.

Damit wird der Patient in einem wesentlichen – manchmal lebensentscheidenden – Teil seiner Lebensgeschichte entmündigt, nämlich in der Krankengeschichte. Das hat auch medizinisch verhängnisvolle Folgen: Der Patient wird zum Objekt seiner eigenen Lebensgeschichte im Kapitel der Krankengeschichte. Bisweilen hat das dramatische Auswirkungen auf das Gesamt der Lebensgeschichte. Erfolg oder Mißerfolg, Gesundung oder Verschlimmerung der Krankheit entziehen sich seiner eigenen Mitgestaltbarkeit. Der Patient wird hospitalisiert. Damit ist nicht allein das weithin bekannte klinische Syndrom gemeint – es gilt im übertragenen Sinn auch für das Konzept der Lebensgeschichte.

Nicht nur für den Arzt, auch für den Pfarrer und für die anderen helfenden Berufe gilt, daß der Lebensgeschichte in der Begleitung Trauernder zentrale Bedeutung zukommt.

4.4. LEBENSGESCHICHTE KONSTITUIERT SINN

Persönliche Identität wird vergewissert durch die erzählte Lebensgeschichte. Das geschieht ein Leben lang. Lebensgeschichtliche Erzählungen gibt es in verschiedenster Gestalt: als beiläufige Erzählung eines bedeutsamen Ereignisses der eigenen Lebensgeschichte; als selbsterlebter Schwank, als tiefgründige Lebensbeichte; als Präsentation der eigenen Person; als Vergewisserung von Erinnerungen; als

spröde und karge biographische Daten; als handgeschriebener Lebenslauf bei Bewerbungen; als Flirt-Geschichte; als persönliches Tagebuch; als voluminöse Memoiren; als Kurzweil-Geschichten aus einem scheinbar unerschöpflichen Repertoire eigener Lebenserfahrungen. All diesen erzählten oder geschriebenen Lebensgeschichten kommt eine Aufgabe zu, die sich erst bei genauerem Hinsehen erschließt: Der Erzähler, der Autor konstituiert in seiner Lebensgeschichte den Sinn seines Lebens. Im Kontext der Lebensgeschichte entfaltet er den roten Faden seines eigenen Lebens. Im Kontext der Lebensgeschichte verarbeitet er Brüche und Diskontinuitäten des eigenen Lebens.

Dabei bedarf es der basalen Eigenschaft, die Einheit der Lebensgeschichte trotz des Wandels, trotz der Brüche und Diskontinuitäten herzustellen. Es bedarf der anderen basalen Eigenschaft, gleichzeitig Subjekt und Objekt von Erzählungen sein zu können (*Michael von Engelhardt*, 1988). Derjenige, der seine Lebensgeschichte erzählt, berichtet über sich selbst und stellt Zusammenhänge zwischen verschiedenen Ereignissen her.

Erzählte Lebensgeschichte ist Rekonstruktion und Präsentation von Identität. Nirgendwo entfaltet sich Sinngebung des Lebens so konkret und unmittelbar wie in der erzählten Lebensgeschichte. In ihr setzt sich der Betroffene auch mit Identitäts-Zuschreibungen auseinander. Der Erzähler unterscheidet zwischen dem, was erzählwürdig und was gleichsam selbstverständlich und deshalb nicht erzählwürdig ist. Er entscheidet, was erzählbar ist und was sich der Erzählbarkeit entzieht. Im Bereich der Nicht-Erzählbarkeit liegt beides dicht nebeneinander: das, was zu selbstverständlich ist, als daß es sonderlich erzählt zu werden verdiente – und das, was so außergewöhnlich ist, daß es von Tabugrenzen umgeben wird.

In mündlichen lebensgeschichtlichen Erzählungen vollziehen sich Sinn- und Identitätsbildung. Und das schon mitten in einer ganz normalen Lebensgeschichte. Um wieviel mehr kommt solchen lebensgeschichtlichen Erzählungen Bedeutung zu, wenn es um die Sinngebung dort geht, wo sich Sinn am schwersten erschließt: im Sterben, in der Begegnung mit Trauer.

Jede erzählte Lebensgeschichte umgreift Stationen eines Lebensweges, manchmal sogar den ganzen Lebensweg. In ihr erhält der Erzähler seinen Platz in sinnhafter Lebensführung. In ihr ordnet er allen anderen Menschen, die ihm begegnet sind, ihn begleitet haben, ihm Mühe gemacht haben, ihren Platz zu. Mehr noch: In dieser Lebensge-

schichte vergewissert sich der Erzähler seines eigenen Ichs. Erzählte Lebensgeschichte ist komplexe Identitätsarbeit. Die Lebensereignisse werden nicht emotionslos erzählt. Vielmehr liefert der Erzähler mit seinen ausformulierten Emotionen zugleich die Relevanzen für sein eigenes Selbstvertrauen. Die erzählte Lebensgeschichte ist *das* Instrument zur Herstellung und Konkretisierung von Identität. In ihr wird personale Identität vergewissert.

Trauer ist der Augenblick, in dem Sinn in Frage gestellt ist. Bisherige Identität ist bedroht, weil ein Mensch gestorben ist, der in diesem Leben eine bedeutsame Aufgabe gehabt hat.

4.5. INFLATION DES WISSENS

Der biographische Zugang hat sich parallel auf zwei Ebenen entwickelt:

– In der Religionssoziologie und in der verstehenden Soziologie hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren zunehmend ein Interesse an der biographischen Erzählung entwickelt. Inzwischen liegen zahlreiche Untersuchungen, eine ausgearbeitete Methodologie und eine grundlegende Theorie zu diesem Ansatz innerhalb des sogenannten Interaktionismus vor. (Um nur einige Namen aus dem deutschsprachigen Bereich zu nennen: Joachim Matthes, Fritz Schütze, Thomas Luckmann, Martin Kohli, Werner Fuchs, Gabriele Rosenthal, Wolfgang Fischer-Rosenthal). Bereits Anfang der Siebziger Jahre sind aus dem Institut für Christliche Gesellschaftswissenschaften in Münster drei Untersuchungen entstanden, in denen mit der biographischen Methode gearbeitet worden ist: Interviews mit Theologen, ehemaligen Theologen und Jugendlichen aus der religiösen Subkultur.

– Unabhängig davon haben die Betroffenen selbst sich zu Wort gemeldet, haben ihre »Geschichten« erzählt, aufgeschrieben. Die Betroffenen haben entdeckt, wie bedeutsam es ist, die eigene Geschichte zu erzählen – anderen über das eigene Erzählen zu helfen. Berühmt geworden ist das Buch von Peter Noll, Diktate über Sterben & Tod. Mit dem Teil-Ausschnitt von Traum-Geschichten hat Verena Kast über Wege des Trauerns gearbeitet. Maxie Wanders Buch wurde bereits erwähnt, ebenso die Bücher von Marie-Luise Wölfling, Willy Kramphat seine eigene Kranken- und Lebensgeschichte als Dichter erzählt. Frauen, die ihren Ehemann verloren haben, sind mit ihren Erfahrungen an die Öffentlichkeit getreten (*Marlene Lohner*, Plötzlich allein, 1984).

Woher kommt das Interesse an der Lebensgeschichte?

Es läßt sich am besten erklären, wenn man sich bemüht, Trauernde zu verstehen. Trauernde erleben die denkbar größte Lebenskrise – Begegnung mit der Lebensgrenze. Krisenerfahrungen drängen nach Sinnbewältigung. Die meisten Untersuchungen, die sich dem biographischen Ansatz verpflichtet wissen, beschäftigen sich mit Menschen in Krisen, in Übergangs-, in Außenseiter-Situationen.

Das Interesse an der Lebensgeschichte läßt sich theoretisch so beschreiben:

– Die gesellschaftliche Komplexität hat in einem nie gekannten Maß zugenommen. Dem einzelnen stehen Informationen in einem früher nicht gekannten Ausmaß zur Verfügung. Die Summe der möglichen Informationen übersteigt das Auffassungsvermögen des einzelnen. Den Gebildeten vergangener Generationen kann es heute per definitionem nicht mehr geben. Bildung ist heutzutage immer Ausbildung in Teilbereichen – oder generalisierte Bildung mit dem Risiko, in Detailfragen Dilettant zu sein. Der einzelne ist deshalb in einem Maß genötigt, subjektive Entscheidungen zu treffen, wie das vorhergehenden Generationen unbekannt gewesen ist. (Peter L. Berger, beschreibt das als den »Zwang zur Häresie«, den Zwang zur Wahl.)

Das bedeutet: Der einzelne fühlt sich den Spezialkenntnissen der Fachleute fast hilflos ausgeliefert. Er selbst verfügt nicht über die Möglichkeiten und Kenntnisse, begründete Entscheidungen zu treffen. Das gilt insbesondere für den Bereich von Krankheit und Gesundheit. Das war für frühere Generationen bedeutsam anders: Es standen weniger Informationen zur Verfügung, die gesellschaftliche Vielfältigkeit war geringer, die Auswahl-Notwendigkeit geringer, das Lebens-Wissen »veraltet« nicht so schnell. Es gab wesentlich mehr gesellschaftliche Plausibilitäten, also Situationen und Konstellationen, die gesellschaftlich eindeutig geregelt waren. Ein einfaches Beispiel: Wenn ein Mensch früherer Generationen in einer Kleinstadt erkrankte, gab es den Hausarzt, der zu helfen wußte – oder auch nicht. Er war die einzige relevante Entscheidungs-Figur in Sachen Krankheit. Mangels Alternativen galt ihm das vollständige Vertrauen. Es gab innerhalb der möglichen Reichweite keinerlei alternative Behandlungsmöglichkeit. So entstand nicht der Zwang zur Wahl – sondern vielmehr die Aufgabe, sich mit dem Behandlungs-Konzept innerlich einverstanden zu erklären. Heute dagegen sieht sich jeder Kleinstadt-Hausarzt einer Fülle rivalisierenden und konkurrierenden ärztlichen Könnens gegenüber. Der Patient muß wählen – ob er beim

Hausarzt und seinen Behandlungsmethoden verbleibt oder sich Rat und Hilfe vom Facharzt holt, um sich von diesem wiederum an Fachkliniken überweisen zu lassen.

– Gleichzeitig hat der Bereich der persönlichen Bedeutsamkeit einen Relevanz-Verlust unübersehbaren Ausmaßes erlebt. Der einzelne fühlt sich allenfalls im engen Raum seiner sozialen Bezüge von Bedeutung. Aber diese Bedeutsamkeiten sind nicht von lebenslanger Dauer, sondern sind flüchtig – zeitlich begrenzt, von Rollen abhängig. Der Manager, dem gekündigt worden ist, der Betriebsleiter, der in den Ruhestand getreten ist, sie erfahren sich plötzlich als funktions- und einflußlos. Innerhalb seiner Nachbarschaft etwa haben sie – aus Zeitgründen – sich vorher nie engagiert und erleben nun, daß sie im engen Kontext ihres Alltagslebens einen sozialen Bedeutungsverlust erleiden, der früher unvorstellbar gewesen wäre. In früheren Generationen war ein solcher Bedeutungsverlust (verbunden mit Rollenwechsel) seltener. Soweit die beruflichen Tätigkeiten sich im sozialen Nahraum abspielten, blieben soziale Bedeutsamkeit und sozialer Einfluß innerhalb bestimmter Grenzen erhalten.

Ein einfaches Beispiel: Ein Lehrer unserer Tage, der in einer Stadtrand-Siedlung wohnt und in der Nachbarstadt an einer Gesamtschule Lehrer ist, wird nach der Pensionierung in seiner Siedlung auf die Rolle des Nachbarn reduziert. Der Lehrer einer Kleinstadt früherer Generationen blieb auch nach seiner Pensionierung der »Herr Lehrer«, mit dem Respekt, den er sich in seiner aktiven Berufstätigkeit erworben hatte.

Diese beiden Grundmerkmale: Komplexitäts-Zuwachs (Informationsgewinn) und personaler Relevanz-Verlust (Bedeutsamkeit schärfer rollenbezogen) haben für die Identität des einzelnen besondere Folgen: Auch früher wurden natürlich Lebensgeschichten erzählt – und nicht zu knapp. Und sie wurden gern erzählt und gern gehört. Sie waren die zu der Zeit verfügbaren »relevanten Informationen«, waren Lebenswissen und Orientierungswissen der nachfolgenden Generation. In dem Maß, in dem das personen-unabhängige Fachwissen zugenommen hat, ist die Bedeutsamkeit der erzählten Lebensgeschichte zurückgegangen. Die erzählte Lebensgeschichte hat ihren Bildungswert verloren und damit auch gleichzeitig ihren Unterhaltungswert. Unterhaltung wird professionell geliefert.

4.6. »DAS HAST DU SCHON ZEHNMAL ERZÄHLT!«

Es bestehen zwei Welten: die Welt der relevanten Persönlichkeiten, der Spitzen-Politiker, Spitzen-Schauspieler, Spitzen-Stars. Von ihnen ist jede Bagatelle berichtenswert – solange sie Stars sind. Und daneben die alltägliche Lebenswelt, der kleine Kreis der Verwandtschaft, Freunde und Bekannten. Hier gibt es auch berichtenswerte Bagatellen – sie werden über Klatsch-Kommunikation vermittelt. Aber ihre Relevanz ist reduziert – und das führt zu den merkwürdigsten Possen, zu Wichtigtuerei, einer hilflosen Geste sozialen Relevanzverlustes.

Die erzählte Lebensgeschichte (etwa älterer Menschen) hat ihren Sinn verloren: »Was du schon erzählt! Das ist heute sowieso alles ganz anders!« Die erzählte Lebensgeschichte hat ihren Adressaten verloren. Die Folgegeneration bezieht ihr Wissen nicht aus erzählter Lebensgeschichte, sondern aus Sachbüchern, von Schallplatten, Video-Filmen oder Disketten.

Wenn es aber stimmt, daß in erzählter Lebensgeschichte Sinn und Identität konstituiert werden, dann drohen mit dem Verlust von Erzähl-Kompetenz und Erzähl-Möglichkeit gleichzeitig ein Sinn- und Bedeutungs-Verlust.

In alltäglichen Situationen kommt dieser Bedeutungswandel nicht so deutlich zum Ausdruck. In Krisen jedoch spitzt er sich krisenhaft zu. Ältere Menschen, die um ihren Partner trauern, müssen erzählen, wenn sie ihr Leben wieder neu ordnen und verstehen lernen wollen. Sie fühlen sich aber nicht verstanden und am Erzählen gehindert. (»Das hast du schon zehnmal erzählt!« – »Nun gib doch endlich Ruhe!«) In Wahrheit werden sie daran gehindert, ihre Lebenskrise sinnhaft zu bewältigen.

Das trifft nicht nur ältere Menschen. Es trifft alle Trauernden, alle Menschen, die eine Krise durchleben müssen. Die einzige Chance, die ihnen bliebe, ihre Lebenskrise sinnhaft zu bewältigen, wäre die wiederholte Erzählung ihrer Lebensgeschichte. Denn in dieser Erzählung würden sie Schritte gehen, sich selber neu verstehen lernen, beklagen, was vergangen ist – aber schließlich auch Perspektiven entfalten, die sich jetzt erschließen könnten. Nur – auch ihnen gegenüber bleiben die Zuhörer taub. Und so schrumpft ihre Erzählung auf den enttäuschenden Satz: »Ich verstehe die Welt nicht mehr!« Das heißt zweierlei: Die Welt, die anderen wollen mich nicht verstehen, sie hören mir ja nicht einmal mehr zu! Und: Ich fühle mich unverstanden – und werde deshalb zusehends unverständlich.

4.7. DIE LEBENSGESCHICHTE – EIN KUNSTWERK

So bilden sich schließlich Teilwelten quer zur bisherigen Struktur der Lebenswelt, mit anderen Worten: Selbsthilfegruppen in gleicher Betroffenheit. In diesen Gruppen wird dann erzählt – bis sie gegenseitig entdecken, daß nur sie selber sich zuhören, nicht aber der »signifikante andere« (significant other), also die sie umgebende Gesellschaft.

Arzt, Seelsorger, Sozialarbeiter, Pädagogen – sie alle sind Repräsentanten der Gesellschaft, sind personifizierte »signifikante andere« (G. H. Mead). Sie sind deshalb bevorzugter und gesuchter Adressat für die erzählte Lebensgeschichte. Aber auch sie haben nicht immer gelernt zuzuhören. Dabei wäre es ihre erste, ihre vornehmste Pflicht. Denn sie stehen für Sinn in der Gesellschaft – und dürfen sich nicht verweigern, wenn ein Betroffener darum ringt, wieder Sinn in seinem Leben zu finden. Verhängnisvoll sind die nicht zuhörenden »signifikanten anderen«, die ständig verkündigenden Prediger, die ständig diagnostizierenden Ärzte, die ständig agierenden Sozialarbeiter, die ständig erziehenden Pädagogen. Sie verunmöglichen das, was sie eigentlich erreichen wollen: zu heilen, was verwundet ist. Das Interesse an der Lebensgeschichte bildet also einen gesellschaftlichen Notstand in Sachen Identitätsbildung und Sinnfindung ab.

Trauergeschichten sind Lebensgeschichten. Wer das entdeckt, wird behutsam und zuhörend, wird bescheiden und zugleich aufmerksam. Wird einfühlsam und interessiert. Er kommt dem Leben näher. Denn tatsächlich sind Trauernde den gleichförmig dahinlebenden, krisenarmen Zeitgenossen um vieles voraus.

Inzwischen beginnen die Betroffenen, sich zu wehren. Sie äußern sich, suchen sich Erzählgruppen, schreiben Bücher. Und das ist gut so. Noch besser aber wäre es, wenn endlich MitarbeiterInnen in helfenden Berufen die Kunst des Zuhörens erlernten. Sie würden entdecken: Die Lebensgeschichte ist ein Kunstwerk.

Das Erzählen der Trauergeschichte hat eine zwingende Veranlassung. Die durch den Tod verursachte Lebenskrise nötigt die Betroffenen, sich ihrer veränderten Situation zu vergewissern. Das geschieht in erzählter Trauergeschichte, die einmündet in reformulierter Lebensgeschichte. Denn tatsächlich ist ja nach diesem Tod alles anders. Was vorher etwa ein alltäglich-beiläufiger Streit war, erhält durch die Endgültigkeit des Todes ein dramatisches Gewicht. Viele andere Alltäglichkeiten gehören nun plötzlich nicht mehr zum Bereich des

ее бог = Ziel

Лк 2426

e Nötigung
-en

ползени,
нечем
пробовать
натлак
нотиг = потрени,
нужны, небыть

Selbstverständlichen des Vertrauten. Durch den Tod verändern sich die eigene Ortsbestimmung, die soziale Definition, das Kind wird zum Halbwaisen, die Ehefrau zur Witwe. In der Trauergeschichte geschieht die Vergewisserung des Unfaßbaren. Trauer bedarf der Trauergeschichte. Und diese Trauergeschichte muß wiederum überführt werden in den Gesamt-Kontext der Lebensgeschichte. Nur so gelingt es in vielen schweren Schritten, eine veränderte Lebensperspektive zu entwickeln.

Das von Erich Lindemann dargestellte Ausdrucksbild der Trauer (Lindemann, 1985, S. 46) umfaßt fünf Faktoren: körperliche Beschwerden, übermäßige Beschäftigung mit dem Bild des Verstorbenen, Schuldgefühle, feindselige Reaktionen und Verlust von gewohnten Verhaltensmustern. Die Beschäftigung mit dem Verstorbenen führt gelegentlich (sechstens) dahin, daß Hinterbliebene in ihrem Verhalten Züge des Verstorbenen annehmen, auch Symptome seiner letzten Krankheit. Die Dauer der Trauer hängt offenbar davon ab, ob es in der Bewältigung der Trauergeschichte gelingt, sich von den Bindungen an den Verstorbenen zu lösen, sich im sozialen Beziehungsfeld neu zu orientieren und neue Beziehungen anzuknüpfen (47).

All diese Momente äußern sich in der Trauergeschichte, haben dort ihren Ort der Vergewisserung und der Weiterentwicklung.

4.8. EIN PAAR TAGE LEBEN PROBIEREN...

Die Unterscheidung von Krankengeschichte, Trauergeschichte und Lebensgeschichte ist sicherlich willkürlich. In erzählter Lebensgeschichte sind gewöhnlich Krankengeschichte und Trauergeschichte mitaufgehoben. Übergeordnet ist die Lebensgeschichte. Und doch stehen diese Teilgeschichten oft nebeneinander, unvermittelt.

Das Buch von Maxie Wander »Leben wär' eine prima Alternative« ist die unerhört offene und rückhaltlos ehrliche Lebensgeschichte der Maxie Wander; nicht erzählt, sondern geschrieben – aber doch geschrieben wie erzählt. Dem Buch kommt beispielhafte Bedeutung auch bei der Veranschaulichung von Trauergeschichte und Lebensgeschichte zu. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich Maxie Wander in erzählter Lebensgeschichte wie zu Hause fühlt. Ihr Buch »Guten Morgen, du Schöne«, das sie auch im Westen über Nacht berühmt machte, damals, wenige Wochen vor ihrem Tod, ist eine Sammlung von Lebensgeschichten.

An Maxie Wanders Briefen und Tagebuchnotizen können wir entfaltete Lebensgeschichte erfahren und erlesen.

Lebensgeschichte als Krankengeschichte: »9. September 1976. Einzug in die Frauenklinik der Charité. Eine Stunde im Keller warten (...) Ich werde übermorgen operiert. Hier eine Kurzfassung meiner Situation: Die Frauenärztin, die ich im Juli konsultierte, sagte: »Das müssen wir im Auge behalten.« Aber ich müßte mich einem Chirurgen vorstellen. Und Chirurgen seien zur Hälfte auf Urlaub und die andere Hälfte mit Unfällen überlastet (...) Dann hatte ich sofort nach den Ferien einen Termin, diesmal untersucht mich eine andere Ärztin, auf deren Station ich kommen sollte. Die sagte: »Warum kommen Sie erst jetzt?« Natürlich hat keiner der Ärzte meine Frage beantworten können, ob's Krebs is oder net.« (7-10)

10. September »Am Nachmittag darf ich nach Hause fahren, übers Wochenende. Und glaubte, ich würde es bis Sonntag hinter mir haben. Es ist zum Verrücktwerden, diese Warterei, wann geht man meinem Krebs endlich an den Kragen? Zu Hause entspann ich mich endlich und heule, heule, weil Fred so abwesend erscheint und von einem Auto redet, das er kriegen kann, während mir der Kopf zerspringt vor Angst. Nachts finden wir dann endlich Liebe und Stille.« (14)

Sonntag, 12. September: »Morgen ist also mein großer Tag (...) An Krebs zu denken ist, als wär man in einem dunklen Zimmer mit einem Mörder eingesperrt. Man weiß nicht wo und wie und ob er angreifen wird!« (15)

Freitag, 17. September: »Was die Ärzte sagen in den nächsten Tagen, deutet nicht nur auf Krebs hin, das ist jetzt sowieso eindeutig, sondern daß sie offenbar nicht alles erwischt haben. Ich entnehme es ihren wortkargen Sätzen, die ich ihnen nach und nach entreiße. Ich löchere sie mit Fragen, vielleicht sind sie das nicht gewöhnt. Vielleicht ertragen andere Patienten ihr Los apathisch. Warum schauen sie sich die Menschen nicht an? Warum kann man dem Kranken nicht seine Lage besser erklären? Vergeblich warte ich auf einen Trost, daß einer kommt und sagt: »Sie haben's jetzt schwer, aber es ist überstanden!« Ich höre nur: »Befunde erst in acht Tagen!« »Wir hoffen.« »Bestrahlung auf alle Fälle.« Also sterben...«

»Zum Weinen war ich zu erschöpft. Und als mir später die Tränen kamen, drängte ich sie zurück. Wenn du Theater machst, sagen sie dir nie die Wahrheit. Also Mut vortäuschen, Ausgeglichenheit, Heiterkeit (...) Noch immer hat mein Chirurg nicht nach mir geschaut.

Und immer neue Ärzte und Schwestern. Wer ist eigentlich verantwortlich für mich? Wer setzt sich einmal an mein Bett?« (19–21)

In einem Brief: »Aber ich will Dir nun mein Schweigen erklären: Ich hab Pech gehabt, hab das Glück zu lange beansprucht. Man hat mir vor ein paar Tagen eine Brust abgenommen, weil's doch Krebs war (...) Man hat uns gesagt, mein Befund wäre »prächtig«, aber das sagen sie allen Frauen, also hab ich Grund zum Zweifeln (...) Was wirklich mit einem los ist, sagt dir kein Arzt, auf dem Gebiet wird alles mit Schweigen bedeckt.« (28f.)

»Krebskranke sind stolz und mißtrauisch, als Kompensation, andere müssen um sie werben, müssen sich Mühe geben. Ich bin zwei Menschen: nachts verzweifelt, tags, wenn die Sonne scheint, glücklich, glücklich!« (30)

7. Oktober 1976, Brief an Ernst: »Man müßte über alles reden können. Wenn man drinsteckt wie ich, erwartet man, daß man es kann, weil es für mich alltäglich geworden ist. Aber hier beginnt der Graben, der mich von den Menschen trennt, die lieber auf der anderen Seite bleiben wollen. Die nicht wissen wollen! Aber vielleicht bin ich ungerecht.« 8. Oktober: »Brief an Ernst nicht abgeschickt. Was soll's. Was fängt er damit an. Kann ich meinen Freunden diese Ausbrüche zumuten?« (43)

21. September 1977, Brief an Erika: »Willst Du wissen, wie ich jetzt mit meinem Alten lebe? Vor ein paar Jahren hast Du meine Bemühungen um diese Ehe nicht verstanden (...) Irgendwie hat also die verflixte Gruppentherapie doch was genützt, glaube ich, denn unser Zusammenleben ist viel lockerer und ehrlicher geworden (...) Meine Krankheit hat uns noch mehr zusammengebracht. Mensch, Erika, wenn man weiß oder denkt, daß man bald sterben wird! In so einer Situation warst Du hoffentlich noch nicht. Ich möchte sie aber nicht missen, ich hab seit dieser Zeit neue Augen. Das zu erklären würde zu weit führen. Vielleicht ein anderes Mal, nicht?«

30. September 1977, Brief an Barbe Linke: »Ich hab's genau wie Du empfunden: Warum kommt denn keiner und streichelt mich, wischt mir das Gebrochene vom Hals und aus den Haaren, tropft mir ein bissl Tee in den Mund, schaut mir in die Augen und sagt: »Ich weiß, wie Sie sich fühlen, aber das vergeht, die Stimme kommt auch wieder, und die Schmerzen in der Brust sind nur von der Narkose, Sie haben keinen Grund, Angst zu haben!« – Niemand hat mir aber so was gesagt, und ich frage mich, wie man das den Ärzten bewußtmachen kann. Sie können doch nicht Körperteile heilen, ohne an den ganzen Menschen

zu denken, das ist doch absurd.« (217) Zwei Monate später ist Maxie Wander tot.

4.9. »EINE KITTY WIRD ES NIE WIEDER GEBEN«

Neun Jahre vorher, am 7. Mai 1968, ist ihr Kind Kitty gestorben. »Am 6. Mai stürzte Kitty in die Grube vor unserem Haus, die nicht abgesichert war, nicht gepölzt, vor der niemand gewarnt worden war! Stümperhaft, verantwortungslose Arbeit. Am 7. Mai, 8 Uhr früh ist Kitty gestorben. Um zehn kam Fred von seiner Reise zurück.« (121)

Immer wieder taucht auch noch in ihrer eigenen Krankengeschichte diese *Trauergeschichte* auf. Neun Jahre, bis zu ihrem eigenen Tod, hat diese Trauergeschichte sie begleitet.

21. 9. 1968: »Was für bedrückende, leere Abende in dem neuen schönen Haus. Die Kinder schlafen, und wir sind allein mit dem Entsetzen. Die ganze Trostlosigkeit der Jahre liegt vor uns. Wie werden wir sie bewältigen? Durch welche Wunderkräfte? Es ist mir klargeworden, daß diese Kraft nur aus uns selbst kommen kann, von nirgendwo sonst. Fred sucht noch manchmal eine Zuflucht, einen Ausweg, träumt von großen Reisen, die uns vielleicht befreien könnten, denn unterwegs, sagt er, unterwegs sein lindert jeden Schmerz (...) Eine Kitty wird es nie wieder geben. Unsere besten Möglichkeiten, unser ganzes Vermögen, das einzige, unverbildete, gesunde Wesen in unserer Familie – vorbei, für immer.«

22. 9. 1968: »Immer wieder die gleichen verzweifelten, aufwühlenden Träume. Die Sehnsucht ist zu groß. Bald fünf Monate ohne sie! Unbegreiflich, daß diese Trennung kein Ende haben wird. Ich traume immer wieder, daß sie bald sterben wird, aber noch lebt sie, zerbrechlich, totkrank, ganz leicht in meinen Armen, die sie herumtragen, beschützen, sie nicht einen Augenblick freigeben.«

23. 9. 1968: »Ich muß wählen: Mich der Trauer hingeben, der Vergangenheit mit Kitty ... Und nicht mehr lebensfähig sein für die Zukunft, für Dani? In der Welt der Toten zu Hause sein, mich mit dem eigenen Tod befreunden, mit der Einsamkeit. Oder den Schmerz »disziplinieren« (...) Wieder lebensfähig werden, aufgeschlossen und interessiert an anderen Menschen und Schicksalen, mich »meinem Unglück würdig erweisen«, mit Kitty leben, mit Kitty in mir und so, wie sie sich unser weiteres Leben vorgestellt hätte! Dieser Weg ist weniger verlockend und viel schwerer.« (121f.)

Zwei Tage später: »Man lernt, mit dem Kummer zu leben, man bekämpft ihn nicht mehr, lebt mit ihm als einem Gefährten.« (123) Aber am gleichen Tag auch: »Ja, ich rede nicht darüber, bin nicht einmal so ehrlich, es dem Tagebuch anzuvertrauen, nicht einmal meine Gedanken wagen sich an das Schreckliche heran. Aber ich bin schuld am Tod meiner Tochter! Hab im Garten ein Buch gelesen, hab mich auf diese blöde London-Reise vorbereitet, anstatt auf das Kind zu achten, das begierig war, zu dieser schrecklichen Grube zu kommen, zu seinen waghalsigen Kletterübungen. Und ich wußte doch, ich mußte doch wissen, daß sie hingehen würde. Wußte ich wirklich nicht, daß es so gefährlich war? Nein. Ich kalkulierte aber ›kleinere Verletzungen‹ ein. So eine Mutter bin ich!« (124)

19. 11. 1968: »Es ist alles unwichtig geworden.«

6. 6. 1969: »Ich gewinne eine neue Einstellung zu den Menschen (...) Muß man also das Schlimmste erfahren, um die Möglichkeit zu gewinnen, ein Mensch zu werden? (...) Die Gedanken, die um Kitty kreisen, sind schwer und nutzlos; ich werde sie nicht mehr aufschreiben.« (125f.)

7. 5. 1972: »Vor vier Jahren hatte Kitty ausgelitten. Ich erlebte den Tag und die Nacht noch einmal, litt darunter, daß wir keine ›Primitiven‹ mehr sein dürfen, um unseren Schmerz hinauszuschreien (...) Zuweilen sage ich mir streng und zuweilen nachsichtig resigniert: Du verkraftest den Tod deines Kindes großartig, du verschwendest keine Kraft, weder geistige noch seelische, um diesen Tod wirklich zu begreifen, zu erleben, zu durchstehen (...) Ich weine nicht mehr. Darüber war ich entsetzt (...) (Ich habe mich entschlossen, von Kittys Sterben zu erzählen. Wie Menschen sich in bestimmten Situationen verhalten, erscheint mir wesentlich und vielleicht lehrreich.)« (128–130)

4.10. »VERSUCH EINER ABRECHNUNG MIT MIR SELBST«

Maxie Wanders Aufzeichnungen sind *erzählt-geschriebene Lebensgeschichten*.

13. Jänner 1972: »Meine Situation. Eine neununddreißigjährige Wienerin (bin ich die wirklich noch, bin ich nicht schon eine Deutsche geworden?), die ihre große Liebe gefunden und geheiratet hat, einen schwer vorbelasteten, sechzehn Jahre älteren, gut aussehenden, liebesfähigen, schwermütigen, feinfühlenden, zu Depressionen neigen-

den jüdischen Mann. Sie hat zwei Kinder geboren, eines wieder verloren, hat niemals einen Beruf erlernt, einige aber ausgeübt, sie hat ein Kind aus einem Heim zu sich genommen, hat ihre Heimat verlassen und sie erst danach, viel später, als Heimat begriffen. Hat das Wort Heimweh kennengelernt, das sie früher verleugnete – hat einige Male erfolglos versucht, noch ein Kind auszutragen, als Wiedergeburt der verlorenen Tochter. Sie hat mit einem Schlag das Altern begriffen, das andere Leute vielleicht als Prozeß erleben, der nichts Erschreckendes hat, sie mußte begreifen lernen, wie wenig sie sich vorbereiten konnte, allein vertrauend auf ihren hübschen, noch immer jugendlichen Körper. Was nun? Ja, was nun?« (81)

Dezember 1976: »Beim Blättern in alten Tagebüchern: Was schreibe ich, welchen Unsinn, welche Banalität! Das kommt davon, wenn man sich pedantisch an die ›Wahrheit‹ hält (...) Mir scheint, das Jahr 1972 war ein Schlüsseljahr für meine Entwicklung; wo ich auch mein Tagebuch aufschlage, überall spüre ich Morgenluft, Unruhe, blitzartige Gedanken, Ausblicke in Neuland (...) Ich werde aufhören, in meinem Leben zu blättern wie in einem Buch. Aber es ist offenbar ein Buch, ich lebe nicht wirklich, und wie soll man leben, ich schreibe meine Erlebnisse (...) Und ich glaube, ich bin auf der Spur: Im Jänner 1972, vier Jahre nach Kittys Tod (und vier Jahre vor dem Ausbruch meiner Krankheit), finde ich den Versuch einer Abrechnung mit mir selbst.« (78)

Februar 1972: »Wo bin ich hingeraten? Wo sind die Jahre geblieben. Ich sitze in Deutschland, bin bequem geworden, bequem, seßhaft, untätig – und doch ruhelos, als sagten meine ungenützten Quellen in mir: Was hast du getan? Hast gelebt, als hättest du tausend Jahre Zeit. Wozu war dein Leben gut, und wie wird es weitergehen? Ich weiß nicht viel (...) Wenn ich auf mein Leben schaue, erscheint es mir uninteressant und mir selber unverständlich.« (93f.)

März 1972: »Ich bin ein Stück weitergekommen. Ein Mensch, der sich sucht, wird sich finden oder sich wenigstens näherkommen. Und er wird auch die Menschen finden, die ihm auf diesem Weg helfen können (...). Aus meinem Tagebuch ist nach und nach eine Selbstanalyse geworden.« (101)

7. Mai 1977, Brief an Christa Wolf: »Du, heute vor neun Jahren starb Kitty. Aber der Schmerz ist ganz anders als früher, nicht mehr so nahe bei mir, seitdem ich weiß, daß für jeden von uns nicht mehr viel Zeit bleibt (...) Ja, Christa, das ist es schon gewesen, unser einmaliges Leben, viel mehr und Besseres ist wohl nicht zu erwarten, aber wir

wollen nicht hochmütig sein und neugierig bleiben auf die wunderbaren kleinen Dinge, die die wahrhaft großen sind! Auf Bäume, die wieder grün werden und wachsen, auf Wolken und Musik, auf unsere Kinder... Deine Maxie.« (169f.)

Die Lebensgeschichte ist ein Kunstwerk. Das gilt nicht nur für Maxie Wanders Aufzeichnungen. »Mein Thema sind immer die kleinen, zu kurz gekommenen, zugegeben ein wenig spleenigen Leute.« (87) In ihren Lebensgeschichten entdeckt sie ihr Leben, überführt die Trauergeschichte in ihre Lebensgeschichte, und läßt sich von der Krankengeschichte nicht davon abbringen – Treue zur Lebensgeschichte. Das können wir bei Maxie Wander lieben lernen.

5. VERDINGLICHUNG DES TODES

Materialisierung
Vergegenständlichung

Angst vor dem Tod ist Angst vor Verhältnislosigkeit. Sorge für das Leben ist Sorge für Verhältnisse, in denen man ehrenvoll leben kann. Der Glaube geht auf die Angst vor dem Tod ein, indem er Sorge trägt für das Gottesverhältnis des Menschen. Man kann aber nicht gut für das Verhältnis von Gott und Mensch Sorge tragen, ohne zugleich für das Verhältnis von Mensch und Mensch zu sorgen. Auch wenn die letzte Stunde geschlagen hat und sich die Hoffnung eines Menschen nur noch auf den rechten kann, der allein sich eines gelebten Lebens annehmen kann, auch dann ist das Verhältnis zu den Mitmenschen, von denen man scheidet, Bestandteil des Gottesverhältnisses. Im Frieden sterben kann man nur dann, wenn man auch in Frieden weiter leben könnte. Wer sich selber nicht loslassen kann, kommt nicht dazu, sich auf die Wirklichkeit mit ihren zeitlichen Ereignissen und geschichtlichen Begebenheiten wirklich einzulassen, geschweige denn auf andere Menschen einzugehen.

Eberhard Jüngel

5.1 AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM »NATÜRLICHEN TOD«

Theorie bedeutet immer auch Distanz, Betrachtung aus dem Abstand, in dem Betroffenheit nur bedingt als erkenntnisleitendes Interesse auftritt, persönliche Besonderheiten hinter Denkfiguren und den Fassaden der Traditionsgebäude verschwinden. Im Gespräch mit jungen Theologinnen und Theologen, die – mitten im Beton-Turm der Wissenschaften (der Ruhr-Universität Bochum) – Theorie als tägliches Brot kennen – und hoffentlich auch lieben gelernt haben, gab es deutliche Widerstände und Abneigungen, sich mit den Fragen von Sterben und Tod unpersönlich, nüchtern, theoretisch, sachlich auseinanderzusetzen. Außer den ganz wenigen, die bei jeder persönlichen Fragestellung noch ein theoretisches Schlupfloch finden, wollte sich die Mehrheit der Gesprächsteilnehmer unmittelbar persönlich, ja oft genug sogar seelsorgerlich-beratend mit den anstehenden Fragen auseinandersetzen.

Da ist der Ansatz von Werner Fuchs wie eine kalte Dusche, seine schonungslose und grenzenlose Kritik: Christlicher Auferstehungsglaube wird als »Relikt aus Ordnungssystemen vergangener Gesell-

präskala- r Eid (es),e

→ Arzt ist dazu verpflichtet das Leben bis zum Ende halten. (Arzt unterschützt die Natur (Natur heilt!) %)

Subjekt-
Objekt →
Verhältnis
erkennen =
etwas bestimmen

Vergl. →
wie groß ist
das Buch, wie
ist beschriftet?
Wo ist das
Buch?
Worauf ist das
Buch? Wozu?

Versuche das Tod wie
einen Objekt machen.
Tod- medizinische
Definition
(Ethische Frage, Natur-
wissenschaftliche
Frage.)
Hypokratische Halt.

halt (stg, dost!) 2) inu [er will halt nicht.] = inu, on neche

schaftsbilder«, also als archaisches Bild auf dem Müllhaufen der Ideengeschichte abgeladen. Gleichzeitig bemächtigt sich der Autor scheinbar ohne dogmatischen Ballast der Aufgabe, den Tod zu deuten oder ihm einen Sinn zu geben. Das muß für Christen eine Herausforderung zur Auseinandersetzung sein. Es geht nicht nur um ein zentrales Motiv des Glaubens, es geht um ethische Grundfragen. Dabei erleben wir bei diesem Thema, daß die herkömmlichen Unterscheidungen theologischer Disziplinen hier wenig austragen – es ist ein wahrhaft interdisziplinäres Thema.

Von *Wolfgang Trillhaas* stammt die grundlegende Aussage: »Alle Ethik beginnt damit, daß sich der Mensch selbst als eine Aufgabe versteht« (vgl. *Rendtorff*, Ethik, 9). An keiner anderen Stelle erfährt der Mensch solche Nötigung so unabweisbar wie angesichts von Tod und Sterben. Und allzu oft ist gerade an dieser Stelle im herkömmlichen sozialetischen Konzert eine Pause zu verzeichnen. Das Thema Sterben oder Sterbebegleitung kam nur selten vor – während sonst nahezu alle Handlungs- und Gestaltungsfelder der modernen Gesellschaft wissenschaftlich durchgearbeitet waren. Das spiegelt eine Erfahrung wider, die mit dem Thema selber in unmittelbarem Zusammenhang steht: nämlich daß sich Sterben und Tod unseren eigenen Handlungsmöglichkeiten und Gestaltungsfähigkeiten weitgehend entziehen.

5.2. SOZIALETHISCHE ASPEKTE

Die Grundfragen des Lebens sind in unserer Gesellschaft immer noch der Religion zugeordnet und vorbehalten. Im wissenschaftlichen Kontext geht es also um Theologie, insbesondere um Ethik und Sozialphilosophie. Daneben haben sich – unabhängig von dogmatischen Vorgaben und Vorentscheidungen – andere Entwürfe, oft genug konkurrierend und rivalisierend mit theologischen Konzeptionen, herausgebildet. So erscheinen manche soziologische Entwürfe der Neuzeit – insbesondere, soweit es um theoretische Soziologie geht – als profane Ethik im Wissenschaftskonzert. Ihre Abstraktionsfähigkeit, ihr theoretisches Niveau, ihr sprachliches Instrumentarium und ihre Generalisierungskunst sind der traditionell christlichen Ethik gleichrangig, manchmal sogar überlegen. Die moderne Soziologie nutzt ihre Vorteile: Sie kann sich ihre Theorie-Sprache selber konstruieren, ist gegenüber Innovationen und wissenschaftlichen Erkenntnissen of-

fenner und beweglicher, in ihrer Fähigkeit zur Deskription bestechend und unnachgiebig in ihrer Kritikfähigkeit. In ihrer Wissenschaftlichkeit ist sie schwer angreifbar. Aber läßt sich mit ihren Erkenntnissen wirklich leben – und getrost sterben? Vielleicht ist das ja eine falsche Erwartung. Aber eine Verantwortung gegenüber konkreten Lebensentwürfen trägt jeder wissenschaftliche Entwurf. Hinzu kommen für die Soziologie erhebliche Nachteile: Ihre Traditionsbestände sind begrenzt und oft genug lediglich durch Analogien rekonstruierbar; sie ist kognitive Wissenschaft, ohne Verankerung in den Herzen der Menschen, in den Mythen der Völker, in den zentralen Augenblicken des biographischen Lebens. Und sie ist weitgehend ohne Praxis. Denn die Praxis des Soziologen ist und bleibt Soziologie. Dieses Defizit an Partizipation, an unmittelbarer Lebensbegleitung macht sie so freischwebend und ohne Erdung, entläßt sie aus der Aufgabe, verlässliche Lebensentwürfe zu untermauern. Das aber enbindet den Theologen nicht von der Pflicht, den Dialog mit den Sozialwissenschaften fortzusetzen – und manchmal auch die Sprache der Soziologen zu lernen.

Es gab Zeiten, da haben mich solche Grundfragen gelangweilt, hatten sie doch so wenig mit dem tatsächlichen Leben zu tun. Ein Einzel-Schicksal, eine ganze Lebensgeschichte, konkrete Konflikte, verstehbare Sorgen beschäftigten mich viel stärker. Es hat einige Zeit gedauert, bis ich verstanden habe, welche Bedeutung diese Grundfragen des Lebens haben – daß sie im besten Fall der Ort sind, an denen komprimierte Erfahrungen des Lebens auf einen Nenner gebracht werden. Durchblicke gelingen, Zusammenhänge in einem sonst bruchstückhaften Leben aufleuchten. Auch der Ort, wo gegen den Augenschein festgehalten oder wieder wachgerufen wird, was in der Flüchtigkeit des Augenblicks übersehen wird oder verlorengeht. Auch Theorie-Arbeit kann also Wurzel-Arbeit sein.

Deshalb haben wir als Theologen gründlich und gewissenhaft Sozialetik zu betreiben, wenn es um Grundfragen geht. Deshalb haben wir uns dem Dialog mit biblischen Traditionen und mit humanwissenschaftlichen Erkenntnissen zu stellen. Christliche Sozialetik muß sich ihrer Grenzen und Chancen bewußt sein: Sie bleibt der Botschaft Jesu Christi gegenüber verantwortlich.

Darin ist sie gebunden und begrenzt. Aber gerade in der Botschaft Jesu Christi findet sie ihre eigentlichen Impulse und Entdeckungen. Hier beginnt ihre wirkliche Entfaltung. Die Traditionsbestände reichen weit zurück, dürfen aber nicht blind machen für neue Entwick-

lungen und Erkenntnisse. Es geht um einen dialektischen Prozeß der Aneignung und ethischen Urteilsbildung.

Sozialethik besitzt eine hohe Affinität zur Praxis, zur Praxis der Christen, zur Praxis der Kirche. Sie wird vorhandene Praxis kritisch begleiten und selber auf praktische Verwirklichung ausgerichtet sein. Sie wird die Konkurrenz zur Soziologie konstruktiv nutzen, das Gespräch mit der Soziologie und anderen Humanwissenschaften suchen, ohne sich in Soziologie aufzulösen. Sie ist und bleibt Theologie. Und das heißt mit *Wolf-Dieter Marsch*: »Darum ist sie nunmehr Tendenzwissenschaft der humanen Hoffnungen, die aus der gesellschaftlichen Situation entspringen. Nun nicht, um all diese Hoffnungen – auf Humanisierung der Verhältnisse – kritiklos nachzubeten, sondern um sie kritisch zurechtzurücken, zu prüfen; im Lichte des Kreuzes Christi. Denn unter den Bedingungen, unter denen Christus einst gekreuzigt wurde, soll ja das Zu-Kommen Gottes, des Hoffnung-Gebenden, erst ermöglicht werden, wie es einst in den urchristlichen Verhältnissen geglaubt und praktiziert wurde – in der Hoffnung auf den auferweckten, kommenden Christus, aber zugleich im Rückverweis, daß dieser ein gekreuzigter Mensch war« (Folgen der Freiheit, 24). Und weiter: »Ethik wird hier zu einer Theorie-Praxis des sozialen Wandels, die nicht wenig aus der marxistischen Tradition, insbesondere der Philosophie Ernst Blochs, gelernt hat. Das Handeln des Christen ist jedenfalls nicht nur darauf beschränkt, bestimmte, meist vorgestrigte »Ordnungen« als gottgemäß zu erhalten, auch nicht darauf, dem einzelnen seine unbedingte Verantwortung zur Nächstenliebe und vernünftigen Mündigkeit einzuschärfen, sondern es richtet sich darauf, den aus der Bibel nicht wegdiskutierbaren Entwurf einer »neuen Menschheit«, eines Reichs der vollkommenen, heilen, gerechten und friedlichen, in Christi Auferweckung antezipierten Schöpfung zu verwirklichen – allerdings nicht absehend von den Bedingungen, unter denen einst Christus gekreuzigt wurde und die seither auch dem Christen aufgegeben sind: »eschatologia crucis«. In der zum Leiden bereiten, an den Enttäuschungen nicht irre werdenden, gesellschaftlich aktiven Hoffnung, die das Unveränderbare veränderlich, das Erstarrte flüssig werden läßt, wird das christliche Ethos bewährt« (ebd., 25).

Ethik ist nach *Trutz Rendtorff* »die Theorie der menschlichen Lebensführung. Von Ethik sprechen wir, um der Erfahrung Ausdruck zu geben, daß die Welt des Menschen in allen ihren Beziehungen zur Stellungnahme auffordert. Ethische Fragen sind Lebensfragen, die

dem Menschen im Vollzug des Lebens begegnen und zu denen er in der Realität der eigenen Lebensführung Stellung nehmen muß (...) Das Bewußtsein für diese innere Verbindlichkeit menschlicher Lebenswirklichkeit verschafft sich in der ethischen Frage Ausdruck. In diesem Sinn kann Ethik als eine Steigerungsform der Wirklichkeitserfahrung des Menschen bezeichnet werden, sofern als Ethik der Anteil der eigenen Lebensführung an dem, was uns als Wirklichkeit beansprucht, zum Thema wird« (Ethik, 11).

Es ist also eine Frage der intellektuellen Redlichkeit, sich den theoretischen Konfliktpunkten des Themas zu stellen. Und es entspricht guter seelsorgerlicher Erfahrung, daß zur Trauerarbeit immer auch die Fähigkeit gehört, Abstand zu gewinnen, über den eigenen Horizont wieder hinauszublicken. Gleiches gilt für tiefgreifende Erlebnisse im Sterben. Zudem würde eine ausschließlich pragmatische Darstellung der anstehenden Fragen und Handlungsmöglichkeiten dem Ernst und der Letztgültigkeit des angesprochenen Fragehorizontes widersprechen. »Ethik als Theorie der menschlichen Lebensführung gilt darum dem ethischen Sinn der Wirklichkeit, in der das Leben der handelnden Menschen steht und an der sie teilhaben. Sie gilt dem Umgang mit der ethischen Frage, den Voraussetzungen und Zielen, denen die Stellungnahme des Menschen verpflichtet ist. Sie gilt der Frage nach dem guten Leben (und ich ergänze, nicht ganz willkürlich: und dem menschenwürdigen Sterben, Verf.), (eine Frage), die mit dem tatsächlichen Lebensvollzug nicht schon beantwortet ist, sondern aufgeworfen wird, wo die Lebensführung des Menschen zur Stellungnahme veranlaßt ist.«

Ich komme nach diesen grundsätzlichen Feststellungen zur ethischen Einbettung unseres Themas auf den Ansatz von *Werner Fuchs* zurück, weil er uns grundsätzlich und radikal nötigt, Abstand zu gewinnen von dem, was uns persönlich und unmittelbar am Thema und an unserer eigenen Erfahrung berührt. Gleichzeitig skizziert er – manchmal oberflächlich, manchmal akribisch und umständlich – ein Grundwissen, das zum Thema unentbehrlich ist.

FUCHS

5.3. TODESBILDER IN DER MODERNEN GESELLSCHAFT

Das Buch von *Werner Fuchs* »Todesbilder in der modernen Gesellschaft« atmet den Geist und die Sprache der ausgehenden sechziger

Jahre. Inzwischen feiert die Studentenbewegung dieser Jahre bereits ihr zwanzigjähriges Betriebsjubiläum. So stehen wir kaum in der Versuchung, die Grundthesen des Autors unkritisch übernehmen zu müssen. Zum Abstand, den dieses Buch uns von der eigenen Betroffenheit verschafft, kommt der Abstand der vergangenen Jahre: Wir können genauer abschätzen, was als unverzichtbarer Gewinn eines solchen Ansatzes sich durchgehalten hat, aber auch feststellen, wo zeitbedingte Schwächen unverkennbar sind. Fuchs versteht seinen Ansatz, ohne daß das explizit unterstrichen wird, als marxistischen, der von einem nahezu ungebrochenen Fortschrittsglauben getragen wird, der sich auch des ohnmächtigen Themas bemächtigt: des Todes.

Seine Absicht ist klar: Es geht um ein rationales Verhältnis zum Tod. »Die hauptsächliche Intention dieser Arbeit (aber) ist gerade die Differenzierung der Vorstellung vom Tod in der modernen Gesellschaft unter der Polarität von Archaik und Rationalität« (156f.). Und ich ergänze: Es ging um die Überwindung der Archaik zugunsten der Rationalität. Daß aber das Buch selber in der Polarität zwischen Archaik und Rationalität steckenbleibt, das ist seine bemerkenswerte Tragik. Und zu fragen ist, wer denn die Macht zu Definition und Etikettierung ausübt, wenn etwa Traditionszusammenhänge einfach als Archaik undefiniert und damit dem Verfall ausgesetzt werden sollen. Der Autor konzipiert an gleicher Stelle: »Daß dabei Rationalität ihre gesellschaftliche Schwäche nicht verleugnen konnte, ist gewiß deutlich geworden. Die aktuelle Übermacht der Atavismen (Rückschläge, Wiederauftreten ursprünglicher Muster, Verf.) zu deuten, wird vorerst nicht einfach sein« (157).

In theologischer Sprache würde man das als Versuch bewerten, Generalabsolution für Sündenfälle der Rationalität zu erlangen. Die intellektuelle Redlichkeit des Autors nötigt ihn, selbst das Problem der Umdefinitionen und Etikettierungen zu problematisieren: »Nachdem in vielen Beispielen auf das Fortleben von Archaik in Institutionen der modernen Gesellschaft hingewiesen worden ist (hier geht es wohlgerne um Bestattung und Trauer, Verf.), muß der Einseitigkeit dieses Aspektes doch begegnet werden. Die undifferenzierte Interpretation primitiver und moderner Einrichtungen als Äquivalente birgt einige Gefahren (...) Der Nachweis, diese oder jene moderne Institution sei archaisch entstanden, tendiert allzu leicht zur Unterschlagung des historischen Fortschritts, behauptet zugrundeliegende Immergleichheit, nimmt Kultur am Ende als kassierte Barbarei« (156). So begegnet der Autor in gewisser Weise

selbstkritisch seinen eigenen Gestaltungs- und Interpretationsmustern. Unhinterfragt, weil ihm selbst nicht fragwürdig, bleibt der ungebrochene Fortschrittsglaube – die Gewißheit, daß sich auch das letzte Thema des Lebens erobern läßt, rational bewältigt werden kann. Solche kritischen Bemerkungen entheben uns aber nicht der Notwendigkeit, das dargestellte Material auch im einzelnen nachzuzeichnen und zur Kenntnis zu nehmen.

Bereits in der Einleitung hebt sich Fuchs deutlich von einer zurecht beobachteten Bewegung ab: mit allgemeiner Kulturkritik in ein undifferenziertes Lamentieren über die Verdrängung der Todesproblematik in der modernen Gesellschaft zu verfallen. »Diese Arbeit über die Todesbilder in der modernen Gesellschaft will die These von der Todesverdrängung zurückweisen« (7). Er kritisiert diese These von der Todesverdrängung als relativ unausgeführt und pauschal und unterstellt ihr ideologische Handlungsmuster. »Die Argumentationsstruktur der These, daß der Tod in der modernen Gesellschaft verdrängt sei (...), (läßt sich) kurz zusammenfassen: der Tod gilt als Konstante, der Geschichte und Gesellschaft nichts anhaben können. Heute aber sind die Individuen verblendet oder durch soziale Normen angehalten, diese immer gleichbleibende Bedeutung des Todes zu leugnen oder zu verdrängen. Das gerät ihnen zum Nachteil, weil sie dadurch den Zwängen der Gesellschaft allzustark ausgeliefert sind. Die Individuen gewinnen Distanz gegenüber den sozialen Ansprüchen und Zugriffen, indem sie sich erinnern, daß jedem die gleiche Vernichtung bevorsteht. Zur Erfüllung der beiden Absichten dieser Arbeit, der kritischen Auflösung der Verdrängungstheese als Diagnose und der Ablösung des Themas von konservativer Kulturkritik, wird sich unser Interesse primär auf den Bereich der sozio-kulturellen Orientierungen richten. Sozio-kulturelle Orientierungen über den Tod oder Todesbilder sind all das, was unter dem Tod verstanden wird, wie er heißt und aussieht, was er bringt und wohin er bringt (...) Vom Tode wird hier also immer in Gestalt sozialer Definitionen des Todes die Rede sein« (21). An die Stelle der Verdrängungstheese tritt also nun das Modell des historisch fortschreitenden Wissens. »Die Todesbilder, die den Tod als Ende leugnen oder in anderer Weise entwerten (damit sind wohl wir Christen gemeint, Verf.), sollen hier interpretiert werden als Relikte aus Ordnungssystemen vergangener Gesellschaftsbilder, als archaische Bilder« (ebd.). »Diejenigen dagegen, die den Tod als Endpunkt des Lebens realistisch beschreiben und dem modernen Stand der Naturerkenntnis angemessen sind, werden

als mit der modernen Gesellschaft interpretiert werden.« Fuchs benennt nun seine Eckdaten: Endlichkeit des Todes, Übereinstimmung mit wissenschaftlichen Naturerkenntnissen: also ein naturwissenschaftliches Verhältnis zum Tod.

Sein Zentralbegriff vom »natürlichen Tod« (22 u. a.), den er als Gegenposition zu magisch-archaischen Bildern festhält, wird so eingeführt und legitimiert: »Wir setzen ihn als angenommenen Zielzustand des Systems der sozio-kulturellen Orientierungen über den Tod und untersuchen dann die Möglichkeiten zur Erreichung dieses Zielzustandes.« Irritationen im Verlauf der Untersuchung sind demnach bereits durch seine theoretische Anlage ausgeschlossen. Fragen, die dem Zielzustand selber gelten, aus anthropologischen, soziologischen oder theologischen Gründen etwa, werden erst gar nicht reflektiert. Das nimmt der Untersuchung einen gewissen Reiz – und ihre Wissenschaftlichkeit.

5.4. ARCHAİK UND RATIONALITÄT

Dennoch bleibt wichtig, was der Autor in der Durcharbeitung der Polarität von Archaik und Rationalität an Erkenntnissen aufdeckt und zusammenfaßt: Zuerst einmal warnt er überzeugend vor dem Trugschluß, zeitgenössische primitive Gesellschaften unbeschrieben als Stadien der Entwicklung identifizieren zu können. »Die vorgefundene Realität primitiver Gesellschaften repräsentiert in jedem Fall das neueste Stadium ihrer Geschichte.« Man kann sie also nicht einfach als Belege für vermutete Frühformen der Todesbilder vorschlagen, allenfalls ein Analogieverfahren wäre zulässig. In seiner Darstellung berücksichtigt er vor allem die Arbeiten von Levy-Bruhl »Die Seele der Primitiven«, von Bronislaw Malinowski das Standardwerk »Magie« und Arbeiten von Robert Hertz.

So greift Fuchs die Beobachtung auf, daß das Verhalten der Primitiven beim Todesfall durch starke Beunruhigung und Verstörtheit gekennzeichnet ist. Die Kohäsion, der Zusammenhalt der Gruppe, ist an einem bestimmten Punkt unterbrochen. Das bedeutet: Der Tod trifft nicht nur oder primär den Einzelmenschen, sondern in diesem die Gruppe insgesamt. Auch Malinowski weist in seinem genannten Buch nach, daß der Verlust eines Mitglieds in einer zahlenmäßig kleinen Gesellschaft Todesangst und Abwehrmechanismen freisetzt und die moralischen und materiellen Fundamente gefährdet sieht. In An-

knüpfung an diese Beobachtungen kann dann Trauer als Vergesellschaftungsversuch bezeichnet werden, in dem aus dem natürlichen Ereignis ein soziales gemacht wird. Durch Trauer wird die Zusammengehörigkeit der jeweiligen Gruppe wieder gerettet. Das deutet darauf hin, daß bereits in primitiven Gesellschaften der Tod ein soziales Ereignis war. Belegt wird es auch dadurch, daß wesentlich für den Grad der Trauer die jeweilige soziale Position, der soziale Status ist. Denn durch den Tod eines Vollmitglieds der Gruppe ist diese in ihrer Macht und Verfügungsgewalt betroffen, in ihrer Verfügungsgewalt über Zugehörigkeit und sozialen Status. Deshalb ist es nicht überraschend, daß in solchen primitiven Kulturen der Tod eines Kindes nahezu unbeachtet bleibt und ohne rituelle Zusammenhänge bedacht wird. Das Kind gilt nicht als rechtliches Vollmitglied der Gruppe.

Es lohnt sich, gegenwärtige Beobachtungen in unserer eigenen Gesellschaft in Beziehung zu diesen Eindrücken zu stellen: Das schlichte Faktum der Rentenversicherung und Hinterbliebenen-Versorgung ist in den meisten Fällen ein Garant dafür, daß mit dem Tod eines »Vollmitglieds einer Versorgungsgemeinschaft«, etwa einer größeren Familie, neben seelischer Trauer nicht auch materielle Verlustängste hinzutreten. Dennoch erlebe ich es oft, daß auch materielle Folgen nahezu instinktiv und unvermittelt durch die Krise eines Todesfalls aktualisiert werden – selbst wenn die materiellen Fakten dafür keinen Anhalt geben. Wenn etwa gesagt wird: »Was soll ich noch mit dieser großen Wohnung, für mich allein ist das doch alles viel zu groß, das kann ich doch gar nicht mehr bezahlen!«, dann werden sozialer Status und häusliche Geborgenheit plötzlich als zur Disposition gestellt erfahren. In der Regel ist auch heute noch durch einen Todesfall oft genug der Zusammenhalt von sozialen Gefügen in Frage gestellt. Und es ist wichtig, dies auch auszusprechen und bewußt zu machen. In meiner Gemeinde, in der häufig genug Großmütter den inneren Mittelpunkt größerer Familienverbände darstellen, gewährleisten sie die regelmäßigen sozialen Kontakte, reglementieren persönliche, familiäre, berufliche und oft genug auch religiöse Entscheidungen bis ins hohe Alter, gewährleisten den Zusammenhalt als familiäre Kommunikations- und Hilfgemeinschaft. Hier traf man sich, sei es wöchentlich jeden Sonntag oder zu bestimmten Tagen; auf informellen Kanälen gewährleisten sie den Informationsfluß über Kleinfamilien Grenzen hinaus. Der Tod so mancher Großmutter bedeutet auch im gegenwärtigen sozialen Kontext noch die Auflösung großfamiliärer Kommunikationsgeflechte zugunsten kleinfamiliärer Isoliertheit.

Bis in Einzelheiten der Trauerarbeit, der öffentlichen Anteilnahme und Trauerartikulation hinein trägt auch heute der soziale Status des Verstorbenen zu erheblichen Unterschieden bei. So vollziehen sich der Tod und die Beerdigung eines alleinstehenden Rentners ohne Familie und Bekannte häufig in trostloser Einsamkeit – manchmal bildete ich mit den sechs Sargträgern und zwei oder drei höflich stillen Nachbarn die sogenannte Trauergemeinde. Der Tod eines Vereinsvorsitzenden, eines Kommunalpolitikers oder eines früheren Schulleiters etwa, nicht weniger natürlich auch der Tod eines Pfarrers dagegen, mobilisiert Trauerformen und Formen der Anteilnahme, die den Tod als öffentliche Begebenheit erfahren lassen.

Ein entscheidender Unterschied zu primitiven Kulturen ist jedoch beim Tod von Kindern wahrzunehmen. Kinder werden als schutzbedürftig erfahren, sie haben ein Recht auf private und öffentliche Rücksichtnahme und werden als »Generation der Zukunft« oft der Inbegriff lebensgeschichtlicher Hoffnungen und Projektionen. Wenn durch einen tragischen Unglücksfall diese Hoffnungen zerstört werden und das Gebot der Rücksichtnahme radikal durchbrochen worden ist, dann stellt sich eine Betroffenheit ein, die alle erfaßt, die auch nur indirekt mit dem Todesfall in Verbindung stehen: Kommunalverwaltung und ihre Verpflichtung, öffentliche Wege kindersicher zu machen; Lehrer und Erzieher in ihrer Fürsorgepflicht. Die Schuldfrage tritt massiv in den Vordergrund, wobei schuldhaftes Versagen des Opfers selber als kindgemäßes Verhalten betrachtet wird, dagegen (ich unterstelle in diesem Beispiel einen Verkehrsunfall) das Verhalten der Erwachsenen – und sei es noch so rücksichtsvoll gewesen – wird als fahrlässig und unverantwortlich bezeichnet. Hier haben die sozialen Werte sich entscheidend verändert: Schutzbedürftigkeit der Kinder und der Schwachen in der Gesellschaft hat gesellschaftlich einen hohen Rang eingenommen. (Allerdings nicht hoch genug, um alle anderen Interessen wie Mobilität, reibungslosen und zügigen Verkehrsfluß auch in Wohngebieten dahinter zurückstellen zu lassen.)

Wir kommen zurück zu den Beobachtungen bei primitiven Kulturen. Robert Hertz hat herausgearbeitet, daß der Tod bei den Primitiven nirgendwo als natürliches Ereignis, sondern immer als soziales Ereignis angesehen wird. Der Kern dieses Motivs primitiver Todesvorstellungen besagt: Der Tod ist eine Folge von Gewalttätigkeiten und sozial vermittelter Macht, die von außen auf die Sterbenden zukommen. Daher muß eine Persönlichkeit für dieses Ereignis verant-

wortlich gemacht werden – ein Tier oder ein böse gesinnter Mensch, ein Zauberer oder ein böser Geist. »In jedem Fall (...) ist der Tod Mord, verübt von welcher sozialen oder imaginär-sozialen Macht auch immer« (33). Das fordert strenge Untersuchungen und Nachforschungen nach einem möglichen Täter heraus, die häufig mit höchster Beliebigkeit zu einer Namensnennung führen.

5.5. SCHULDGEFÜHLE

Wenngleich nicht in dieser Klarheit, hat sich das Motiv der schuldhaften Verwicklung in den Tod eines Angehörigen bis heute durchgehalten. Die Suche nach dem Schuldigen ist bis heute geblieben, selbst bei einem Tod durch Altersschwäche. Und sie bewegt sich auf drei Ebenen: der medizinischen, der sozialen und der psychologischen.

- 1) Auf der medizinischen Ebene wird die jeweils bestmögliche medizinische Leistung zum Maßstab genommen – und sollte sie nicht nachweislich erbracht worden sein, werden der Arzt und das Pflegepersonal oft direkt und aggressiv für den Tod mitverantwortlich gemacht. Mehr noch: Gemäß dem Berufsethos der Medizin stellen sich die betroffenen Mitarbeiter/innen aus dem Pflegebereich selbst die Frage der Vermeidbarkeit bei optimaler medizinischer Versorgung. Auf der
- 2) sozialen Ebene sind gleich mehrere Personengruppen angesprochen, zuerst der unmittelbare familiäre Bereich, sodann die weiteren Angehörigen und Bekannten, aber auch die beruflich mit Fragen der Altersversorgung Betrauten, also etwa Gemeinde und Pastorinnen und Pastoren. Sie alle sind der Frage ausgesetzt, ob der biologische Tod eine Folge von Vereinsamung, also gleichsam die Folge eines schon viel früher eingetretenen sozialen Todes gewesen ist. Zugespitzt wird solches Schuldgefühl an der Frage, wer in der Todesstunde beim Sterbenden gewesen ist oder aus welchen vordergründigen Motiven auch immer daran gehindert war oder sich entzogen hat. Und bekannt ist auch der eigentümliche Reflex des Unterbewußtseins, daß geheime Todeswünsche, die in jeder engen Beziehung irgendwann einmal gefühlt oder gar artikuliert worden sind, die Ursache des Todes waren. Diese Schuld ist oft genug so bedrückend, daß sie kaum aussprechbar ist und oft erst nach langer Zeit der Trauer ans Tageslicht kommt. Versteckt wird sie häufig in Formulierungen wie: »Das hätte ich ihr aber wirklich nicht gewünscht.« Oder: »Aber wir haben uns doch sonst immer so gut verstanden.«

Als nächstes Moment des Todesbildes primitiver Gesellschaften ist festzuhalten: Der Tod wird als Übergang betrachtet. »Ohne jede Finalität neuerer Vorstellungskomplexe wird der Tod konzipiert nicht als Einschnitt, sondern als Ablauf, als Wechsel von der Gruppe der Lebenden zur Gruppe der Toten (...) Der Gestorbene behält auf längere Zeit noch bestimmte Gewalten und Rechte in dieser Welt. Der Ablauf dieses Übergangs ist markiert durch Riten« (35). Hier besteht unverkennbar eine gewisse Nähe zu anderen Übergangsriten wie etwa Initiationsriten.

Zusammenfassend lassen sich die drei wichtigsten Momente primitiver Todesbilder festhalten: ① Der Eintritt des Todes geht zurück auf den gewalttätigen Eingriff sozialer oder imaginär-sozialer Macht. ② Das Sterben ist nicht Todesmoment, sondern Ablauf, also sozial definierter Übergang. ③ Dieser Übergang zielt nicht auf Negierung des Lebens, sondern auf neues, anderes Leben. Dabei ist zu ergänzen, daß nicht für alle Sterbenden der Tod in gleicher Weise Initiation zu neuem Leben ist. Der soziale Status und auch die Todesart definieren das Schicksal des Betroffenen im neuen Leben. Hinzuweisen ist etwa auf den Extremfall, in dem jegliche Totenehrung verweigert wird, um dem Verstorbenen den Zugang zum Totenreich zu versperren. Nur Vollmitglieder einer Gruppe sterben richtig.

Dies macht auf einen Zusammenhang aufmerksam, den wir selbst manchmal unmittelbar erfahren: daß nämlich Beerdigung sozial und psychologisch oft als Bestandteil des Sterbens, gleichsam als zweiter Akt im Sterbeprozess erfahren wird. Alles, was beim biologischen Sterben nicht möglich war oder unterblieben ist, etwa Unausgesprochenes noch anzusprechen, Dankbarkeit auszudrücken, die der Verstorbene eigentlich noch zu Lebzeiten hatte erfahren sollen – alles das wird in diesem zweiten Sterben aktualisiert und oft genug realisiert. So bat mich etwa einer der Angehörigen, dem Verstorbenen einen versiegelten und offensichtlich sehr persönlichen Abschiedsbrief in die Hände zu legen, bevor der Sarg endgültig geschlossen wurde. Für den Betroffenen galt das im Brief Geschriebene damit als vollgültig gesagt. Ich muß gestehen, daß ich über diese Form der Kommunikation im Sterben überrascht und betroffen war – es aber gleichzeitig sinnvoll und gut fand.

Trauer und Begräbnis haben trotz aller Vielfältigkeit und Unüberschaubarkeit im Pluralismus primitiver Gesellschaften gemeinsam, daß zwei zentrale Aufgaben wahrgenommen werden: Der Tote muß, da er offensichtlich zur sozialen Gruppe der Lebenden nicht mehr voll

gehört, von ihr gelöst werden, die Gruppe muß sich von ihm befreien, um mögliche negative Folgen für die Gruppe zu vermeiden: Das Begräbnis wird damit auch ein Lösungsritual, durch das der Tote seiner sozialen Rechte und Pflichten enthoben wird. Von Robert Hertz stammt dazu eine interessante Beobachtung: das sogenannte zweite Begräbnis. Dabei wird der Leichnam beim ersten Begräbnis gleichsam nur vorläufig beigesetzt. Die Zeit zwischen provisorischer und endgültiger Bestattung entspricht dem Übergang des Gestorbenen aus der realen Gesellschaft der Lebenden in die imaginäre Gemeinschaft der Toten.

Eine Zwischenbemerkung sei erlaubt: Blicke Werner Fuchs nicht geradezu zwanghaft seiner Darstellungsabsicht treu, wäre gerade an dieser Stelle ein bedeutsamer Aspekt für Trauerarbeit zu erschließen. Liebe sich nicht auch vermuten, daß der Zeitraum zwischen erstem und zweitem Begräbnis der Dauer der jeweiligen Trauerarbeit dient – das zweite Begräbnis also gleichsam als sozial verankerter Abschluß von gelungener oder zumindest vorläufig abgeschlossener Schockbewältigung? Da jedoch bei Fuchs die Kategorie der Trauer als Form individueller und sozialer Lebensbewältigung fehlt, finden wir auch zu diesem Aspekt keine Hinweise, lediglich die Bemerkung: »Die Trauerzeit korreliert häufig mit der Zeit zwischen provisorischer und endgültiger Bestattung.« Modifizierte Formen solcher öffentlichen Wiederholung von Bestattungselementen finden sich in der katholischen Kirche stärker als im Protestantismus durchgehalten. Das Sechs-Wochen-Seelenamt und das Jahres-Seelenamt lassen deutliche Hinweise darauf zu, wann in der Trauerarbeit Einschnitte erfahrbar sind, die der seelsorgerlichen Begleitung bedürfen. Nur ist leider dieses Seelenamt zur reinen Liturgie reduziert – ohne seelsorgerliche Begleitung. Immerhin fände ich es bemerkenswert, solche Gottesdienstformen – jeweils verbunden mit einem vorhergehenden Seelsorgegespräch mit den unmittelbaren Angehörigen – zu institutionalisieren, um so Möglichkeiten zu eröffnen, Trauerarbeit seelsorgerlich zu begleiten.

Für Fuchs verbleibt die Feststellung: Alle Riten, die im Zusammenhang mit dem Tod durchgeführt werden, erweisen sich als durch Angst bestimmt (42). »Sie sind Versuche der Abwehr der ungünstigen Kräfte des Toten, Versuche, sich von der ansteckenden Macht des Todesfalles zu reinigen, den Toten daran zu hindern, andere Mitglieder der Gesellschaft nach sich zu ziehen.« Exakt müssen die Totenriten befolgt werden, damit dem Verstorbenen kein Anlaß zur Be-

Jesaja 26, 21 b

(Pergas)

Tod = Ablehnung von Gott
nicht natürlich
sondern geschichtlich

Rom 6

TOD - Ende des Verhältnisses⁸¹, Beziehung
adversum esse ad deo " Tod = Wirklichkeit
" 1) geistliches Tod

schwerde und damit ein Vorwand zur Rückkehr gegeben werde. Bestattungen sind daher in primitiven Gesellschaften häufig verbunden mit Handlungen, die eine solche befürchtete Rückkehr verhindern sollen: Leichenfesselung, -verstümmelung, -verbrennung, Erdbe-gräbnis. Fuchs begreift diese Handlungen nicht als Ausdruck von Menschenwürde, sondern als magische Akte der Abwehr, als Versicherung und Vergewisserung, daß der Tote den Übergang in seinen neuen Status auch wirklich vollzieht und nicht wiederkehrt und anderen schadet (42). Auch die Hinterbliebenen sind zahlreichen Einschränkungen unterworfen: Es gelten Speise- und Kommunikations-Tabus, es bedarf ritueller Reinigungen.

Wir kommen zum Abschluß der Darstellung archaischer Todesbilder: Die Momente primitiver Todesauffassungen lassen sich begründen und beziehen auf den geringen Grad der tatsächlichen Naturbeherrschung. »Natur ist vergesellschaftet fast nur durch Magie, durch Deutung« (46f.). So wenig es Möglichkeiten gab, den Tod durch Naturbeherrschung zu verhindern oder doch zu verzögern, so gering war auch die Möglichkeit, den Tod sicher festzustellen. In diesem Zusammenhang nennt Fuchs Beobachtungen in primitiven Gesellschaften, Alte, Kranke und Sterbende gewaltsam zu töten. Dafür gab es unterschiedliche Motive: Zum einen galt bei manchen Primitivkulturen nur der gewaltsame Tod als ehrenvoll und garantierte den Eingang ins Jenseits. Zum anderen existierte das Unvermögen, den Tod im Sinn des Todesmomentes zu realisieren. »Eine Gesellschaft, in der niemand stirbt, weil er biologisch am Ende ist, in der die Alten und Sterbenden unter mehr oder weniger Aufwand an Riten getötet werden, wird sich den Tod nicht anders als gewaltsam vorstellen können. Tod und Tötung erscheinen so identisch« (48f.). (Ich übergehe an dieser Stelle die Hinweise auf den Tabu-Tod, auf Todeseintritt ohne somatisch feststellbare Ursache, verursacht durch eine soziale Todeserklärung bzw. durch Ausschuß aus dem sozialen Verband. Anhaltspunkte jedoch für einen psycho-sozial verursachten Tod ohne somatisch feststellbare Ursachen lassen sich bis heute häufiger finden – etwa in einer Zeitungsmeldung der vergangenen Tage: Ein Junge, der in ein schwer herzkrankes Mädchen verliebt war, will sich als Organ-spender für seine Freundin zur Verfügung stellen, kündigt seinen baldigen Tod an – und stirbt tatsächlich, buchstäblich in letzter Minute, um seiner kranken Freundin mit seinem eigenen Herz das Weiterleben zu ermöglichen. Diagnose: Gehirnschlag. Abschließend hält Fuchs fest: Die Todesbilder hängen von bestimmten Elementen der

Gesellschaftsverfassung wie dem Grad der Naturbeherrschung ab. Sozio-kulturelle Orientierungen strukturieren den faktischen Verlauf der Sterbeprozesse.

5.6. GENESE MODERNER TODESBILDER

Wir kommen zur Genese moderner Todesbilder. Für Fuchs ist kein konsistentes und historisch eindeutig zu verortendes Todesbild feststellbar. Deshalb seine Frage: Warum haben Todesbegriffe der Profanität und ausschließlichen Immanenz heute noch keine eindeutige und widerspruchslose Geltung gewonnen? Die inhaltliche Nähe zu primitiven Todesbildern ist unübersehbar – und auch für Fuchs eine Anfechtung. Und der Schuldige – darin ist Fuchs ganz archaisch – ist schnell gefunden: Die christliche Religion hat die wichtigsten Themen primitiver Todesvorstellungen in sich aufgenommen und bis heute fortgeführt, aber gleichzeitig in einigen Punkten der Ausbildung eines profanen Todesverständnisses Vorschub geleistet. Zwar eröffne sich nach dem Tod – diesen Vorstellungen zufolge – neues Leben, aber die Erlangung neuen Lebens dergestalt hängt nicht mehr ab von der rituellen Bestattung oder von anderen sozialen Dispositionen, sondern vielmehr vom Verhältnis des Sterbenden zu seinem Gott – zur den Tod verursachenden Macht selber also. Zudem schiebt sich zwischen Tod und neues Leben eine Zeitspanne »wirklichen Todseins«, die Zeit nämlich bis zum jüngsten Gericht (53). Auch Fuchs hat realisiert, daß dem gewöhnlich für christlich gehaltene Dualismus von verfallendem Körper und ewiger Seele in der modernen Theologie zunehmend widersprochen wird und katholische wie protestantische Theologen diesen Dualismus als aus griechischer Philosophie stammend betrachten und darauf bestehen, daß der Christ ganz und gar stirbt, um durch die Macht Gottes ganz und gar neues Leben zu erhalten.

Eine zweite Wurzel der Entstehung moderner Todesbilder sieht Fuchs in der Geschichte des sozialen Bewußtseins, beginnend mit stoischer Philosophie: Der Tod als Geschehen, nicht als Aktus, gehört auf gleiche Weise zu den allgemeinen Gesetzen der natürlichen Ordnung. Er soll von dieser normalisierenden Kategorie her sein Grauen verlieren. Am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, verbunden mit dem Aufkommen bürgerlich-kapitalistischer Produktions- und Lebensformen, erhalte das Todesthema eine deutliche Aufwertung (57). Traktate zur Kunst des Sterbens, ars moriendi-Literatur entsteht in

Hülle und Fülle. Das Sterben sei lernbar, so heißt die These, die dieser Entwicklung zugrunde liege. Daneben erhalte der Tod egalitäre Züge bis hinein in christliche Muster: »Daß also der Tod gleichmacht, daß er für alle grundsätzlich die gleichen Wege eröffnet, hat die christliche Religion durchsetzt mit der Instanz des jüngsten Gerichts und einer Reihe weiterer egalitärer Züge« (59).

Jede Gesellschaft hat offensichtlich die Todesbilder, die sie verdient. Anders und höflicher gesagt: Die Todesbilder sind Abbilder der Verhältnisse zum Leben – in letzter Konsequenz. Deshalb geht es bei der Frage nach Sterben, Tod und Trauern immer zentral um die Frage der Humanität einer Gesellschaft. Und gerade darum ist eine gründliche Darstellung und Auseinandersetzung mit einer so pointierten Position wie der von Werner Fuchs vonnöten. Die Todesbilder der modernen Gesellschaft, industriell bis nachindustriell (vielleicht würden manche sagen: vor-endzeitlich), sind vor allem durch Diffusität und Versachlichung gekennzeichnet.

Die Anonymität des Lebens hat längst übergegriffen auf die Sachlichkeit und Verdinglichung der Todesbilder. Dies jedoch als gesellschaftlichen Fortschritt zu feiern – wie Fuchs es wohl tun würde – hieße, Totentänze am Scheiterhaufen der Humanität veranstalten. Es muß festgehalten werden, daß mit Fuchs auch andere bis in die späten siebziger Jahre hinein von einem zwar gesellschaftskritisch orientierten, aber ungebrochenen Fortschrittsglauben geprägt waren, der Anlaß zu der Hoffnung gab: Schließlich werden wir auch noch mit dem Tod fertig. Der »natürliche Tod« wird dabei zum Ziel gesellschaftlicher Entwicklungen, soll normativ für die ganze Gesellschaft wirken. Er wird als erstrebenswerter Zielzustand bezeichnet, und es werden Wege zu diesem Ziel aufgewiesen. Dem Wunsch, daß jeder Mensch erst dann sterben müsse, wenn die natürlichen Lebenskräfte aufgezehrt und verbraucht sind, ist in keinem Fall zu widersprechen – wohl aber der Illusion, daß sich damit die Todesproblematik in einer postmodernen Gesellschaft gelöst habe; daß Trauer etwa überflüssig werde; daß christliche Hoffnung über den Tod hinaus absurd sei. Es geht dem Autor in erster Linie um einen Todesbegriff, der in Übereinstimmung mit neuzeitlicher Naturerkenntnis steht. Er entwickelt dafür in Konkurrenz zur neuzeitlichen Verdrängungsthese ein Modell des historisch fortschreitenden Wissens, dessen Eckdaten heißen: Endlichkeit des Todes und Übereinstimmung mit wissenschaftlicher Naturerkenntnis. So wird explizit ein christlich geprägtes Todesbild als Prolongierung von archaischen Todesbildern verstanden und kriti-

siert. Fuchs kommt jedoch über ein Beklagen der Archaik neuzeitlicher Todesbilder (undank des christlichen Verkündigungs-Unwesens offenbar) nicht hinaus zu eigenständigen konsistenten Todesbildern.

Was jedenfalls in knappen Umrissen entsteht, das ist im wahrsten Sinn des Wortes schrecklich: In seinem Bemühen, die Angst vor dem Tod zu verringern, bleibt ihm nur der Weg, den Tod zu neutralisieren. Der ausführlich explizierte »Begriff des natürlichen Todes, der seiner historischen Genese nach aus einer Vielzahl von Gründen nicht datiert werden kann, meint also: Tod kommt aus natürlichen Ursachen, bedeutet Aufhören der biologischen Lebensprozesse, mit denen als ihrer Voraussetzung alle anderen Lebensprozesse gleichfalls enden. Was bleibt, ist ein Ding, die Leiche« (71). Von entscheidender – letztentscheidender – Bedeutung ist daher das Leben vor dem Tod. Diese Lebensspanne herzustellen und zu gewährleisten ist die Aufgabe gesellschaftlicher Praxis, »die Natürlichkeit des Todes ist nur als eine sozial produzierte zu denken« (72).

Anders ausgedrückt: Der Mensch verdankt sein Leben der Gesellschaft (im Plural gesprochen: Die Menschen verdanken sich – sich selbst!). Die Gesellschaft kann aber den Tod nicht verhindern, sie kann lediglich die äußerst erreichbare Position benennen und anstreben: den natürlichen Tod als ein Verlöschen der Lebenskräfte nach einem befriedigend und gesellschaftlich erfüllten Leben. »Jedem muß es möglich sein, am Ende seiner Kräfte zu verlöschen, ohne Gewalt und Krankheit oder vorzeitigen Tod seine biologischen Lebenskräfte bis an ihre Grenze auszuleben. Wie anders könnte man von natürlichem Tod reden!« (Ebd.) Wenn dieses Ziel erreicht ist – und natürlich sind wir von diesem Ziel vorerst noch weit entfernt –, dann ist es leichter zu sterben, gleichsam: natürlich! Ob dann auch Trauer sich erübrigt hat, oder ob sich die Angst vor dem Sterben damit von selber erledigt, das alles sind Fragen, die Werner Fuchs eher späteren Zeiten des gesellschaftlichen Fortschritts vorbehalten wissen will.

Zwanzig Jahre nach dieser Schrift wundert der Fortschrittsoptimismus – die Verdinglichung von Leben und Sterben erschreckt. Andere und umsichtigere marxistische Denker sind in ihrem Umgang mit den Todesbildern behutsamer und bescheidener geblieben.

Die Widersprüche sind an dieser Stelle zu benennen und zusammenzufassen: Wir verdanken als Christen unser Leben nicht der Gesellschaft, sondern Gott. Die Gesellschaft ist das Spielfeld unseres Lebens, mit allen Regelungen, die dazu notwendig sind – sie ist aber nicht unser Existenzgrund. Im Ziel, allen Menschen ein menschen-

würdiges und sinnerfülltes Leben vor (!) dem Tod zu ermöglichen, sind Christen und Marxisten sich einig. Und deshalb werden sie sich dort, wo es um Herstellung oder Wiederherstellung gerechter, sozialer und gesunder Lebensbedingungen geht, hoffentlich gemeinsam wiederfinden. Christen aber werden auch dort, wo Menschen nach einem langen und erfüllten Leben im wahrsten Sinn des Wortes »natürlich sterben«, Angst, die dennoch entsteht, mittragen, Unbewältigtes, was dennoch verbleibt, beklagen und die Ewigkeit nicht als perfektionierte irdische Gesellschaft, sondern als Reich Gottes verkünden: »Da wird Gott bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst Gott, wird mit ihnen sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu!« (Offb 21)

Das schreckliche Wort von der »Leiche, dem Ding« – es ist deshalb so schrecklich, weil die Verdinglichung sehr bald auf's Leben selber übergreift, mehr noch, längst übergreifen hat. Als Christen werden wir keinen Leichenkult betreiben, aber doch angesichts des Verstorbenen verstehen, daß am Sarg eines Verstorbenen beides aktualisiert wird: die Endgültigkeit des Abschieds und gleichzeitig die Unendlichkeit der Liebe und Zuwendung, die wir durch Menschen, die wir in unserem eigenen Leben als Liebe Gottes erfahren haben.

Nicht Individuum, sondern die Gattung G.M.

5.7. ILLUSIONSVERDIKT

In der jüngeren theologischen Literatur finden sich immer wieder Anknüpfungspunkte an die von Werner Fuchs behauptete Position. Die gesellschaftliche Zielperspektive des »natürlichen Todes« wird selbst von Eberhard Jüngel positiv aufgegriffen: »Zwischen der Ver-Kündigung des Todes Jesu Christi und der Fürsorge für einen natürlichen Tod besteht ein unmittelbarer Zusammenhang. Das bedeutet allerdings eine sehr bestimmte Arbeit an den unser Leben regulierenden Weltverhältnissen. Der natürliche Tod muß erarbeitet werden – politisch, sozial, medizinisch. Darin stimmen wir mit Werner Fuchs überein, sofern er den Zielbegriff des natürlichen Todes, mit dem er die Erklärung des Todes aus übernatürlichen Ursachen eines gewaltsamen Todes zur Geltung bringt. Der Begriff des natürlichen Todes impliziert aber das Postulat einer den Tod auf das Ende durch Alters-

schwäche einschränkenden Medizin und das Postulat einer in gleicher Richtung zielenden Politik. Insofern ist dieser Begriff »mit gesellschaftlicher Potenz« ausgestattet. Er verlangt eine gesellschaftliche Verfassung, in der ein solcher natürlicher Tod die Regel ist oder mindestens zur Regel werden kann. Wo man den Tod in diesem Sinne als natürlich denkt, »erhebt sich das Postulat, den natürlichen Tod allererst zu ermöglichen«. Den natürlichen Tod für jeden Menschen möglich zu machen, das heißt: den Tod »weltlich verspotten und bedrohen«. Den Tod verspotten heißt auf jeden Fall: das Leben nicht verspotten. Den Tod bedroht man, indem man das Leben zu bedrohen verwehrt. Hier ist der Glaube sozial gegen den Tod engagiert, gerade weil er Gott und nur Gott als die Begrenzung des menschlichen Lebens kennt« (zit. nach Almanach, 43).

Während Jüngel zumindest an dieser Stelle einer direkten Auseinandersetzung mit den Implikationen des genannten Ansatzes ausweicht, geht Helmut Gollwitzer in seinem Exkurs über das Todesproblem im Marxismus auf den Kern der Auseinandersetzung ein. In der »Entlarvung der Ausnützung jenes »archaischen« Bildes durch die Herrschenden und der Projektion sozialer Ängste und Beschädigungen in der Todesvorstellung« (50) gibt er Fuchs uneingeschränkt recht. »Aber die gesellschaftskritische Wahrheit wird auch von ihm wie von Bebel ergänzt durch die Vorstellung, wenn alle »nicht-natürlichen« Todesursachen ausgeräumt seien und die Gesellschaft eine befriedigende innerzeitliche Lebenserfüllung anbiete, sei dem »natürlichen Tod« aller Widerspruchscharakter genommen« (ebd.).

Hier setzt Gollwitzers zutreffende Kritik ein: »Solche Vision eines künftigen gesellschaftlichen Jenseits dürfte dem Illusionsverdikt, das von dieser Seite über andere Jenseitshoffnungen so unesehen gefällt wird, wahrhaftig nicht weniger ausgesetzt sein (...) Denn der Tod ist ja gerade nicht, wie der junge Marx, Hegel nachsprechend, schrieb, »der harte Sieg der Gattung über das Individuum« (Frühschriften, 239), sondern der harte Sieg der Natur über das Individuum und schließlich auch über die Gattung« (51).

Stärker verpflichtet weiß er sich dagegen Ernst Bloch, der sich dem Todesproblem gestellt hat als »dem letzten Widerstand gegen das Heimatlich-Werden der Welt« (52). Außer dem Tod, so Bloch, »ist kein Feind (...) zentraler, keiner so unausweichlich postiert, keine Gewißheit in dem durchaus ungewissen Leben und seinen Zweckbildungen ist mit der des Todes auch nur vergleichbar« (Prinzip Hoffnung II, 1301). Das Prinzip Hoffnung endet noch mit einem zuver-

verspottens
positiv ist
komu

e Verspottung -
= posmetich posmivam
posmesek

Joh 3,18
4,24

Sesos-Ang
Traurigkeit
in Gattung

↓
dort kann man
anschauen
was zweites

Tod ist →
→ nicht leben und nicht
sterben.

e Gattung = drch, rod

Wenn ich dahin nicht komme, kriegt ich nichts davon. Kriegt Spielt nicht das Individuum eine Rolle!

sichtlichen Ausblick auf eine im Lauf des Fortschritts der Naturbeherrschung sich ergebende Überwindbarkeit des Todes, die späteren Arbeiten sind zurückhaltender. Und der Schlußteil von »Atheismus im Christentum« (1968) ist ein beeindruckendes Ringen mit dem Todesproblem. Was die Kernfrage angeht, die Frage nach der Teilhabe des einzelnen an der Endvorstellung, da bleibt Bloch undeutlich – und Gollwitzer kommentiert: »... was ihn ehrt, weil es ein Zeichen dafür ist, daß er es sich nicht leichtmachte.«

Der geschichtliche Weg des Menschen ist für Bloch voller Hoffnungen. »Wieweit aber deren Erfüllung auch die Erfüllung derer sein soll, die an den Rändern dieses Weges vorher verscharrt worden sind, vermag er, so deutlich ihm diese Frage als eine alles andere in Frage stellende vor Augen steht, nicht zu sagen.« So weiß Gollwitzer an Bloch zu schätzen, daß er »nicht mehr zu sagen versuchte, als er atheistisch zu sagen vermag, und dennoch die verbleibende Frage nicht wegreDET, sondern offenhält«, das gehört für Gollwitzer zur Größe und Radikalität im Denken von Ernst Bloch.

Denn Bloch weiß selber: Wenn die gewalttätigen Abkürzungen des Lebens abgeschafft sein werden, dann »bleibt der naturhafte Tod, als der durch keine gesellschaftliche Befreiung berührbare (...) nun gerade für die befreite, solidarisch gewordene Menschheit ein spezifisch welthaftes, weltanschauliches Problem. Desto mehr, als nach abgeschaffter Armut und Lebenssorge sich die Todessorge besonders hart abhebt, gleichsam ohne das Unterholz übriger, banaler Depressionen« (Prinzip Hoffnung, III, 270f.).

Und dazu abschließend noch einmal Helmut Gollwitzer in seiner markanten Sprache: »Indem ein dem Sozialismus verpflichtetes Denken an der vorgetriebenen Stelle dies gesteht: »Totentanz ist noch am schönsten Ort«, hält es die Wunde offen. Wo man sie voreilig zu schließen versucht mit Gerede, mit moralischer Forderung, mit kollektivistischer Mißachtung des einzelnen, mit der Fabel vom »natürlichen Tod«, mit der Empfehlung vom genügsamen Sich-Abfinden mit dem biologischen Schicksal, da enthüllt sich, was herauskommt, wenn der Marxismus mehr sein will, wenn er mehr sein will als eine »Anleitung zu Handeln« (Lenin), wenn er sich als Weltanschauung etabliert und, indem er die Religion und das Christentum ersetzen will, selbst zur Religion sich macht, selbst die Sinnfrage beantworten will: Im offenen Todesproblem trägt er dann den Nihilismus, den er hinter sich gelassen zu haben meint, in sich und hat ihn deshalb, von ihm zersetzt, als seinen überholenden Feind vor sich« (53f.).

6. GRENZSTEINE IN DER LEBENSGESCHICHTE

Ich werde sterben! Das ist ein Faktum, auch wenn ich mir das Totsein schlechterdings nicht vorstellen kann. Die Frage ist, wieweit ich mich von diesem Faktum, dem gewissten Faktum meines Lebens bestimmen und beherrschen lassen muß. Was für ein Gewicht hat die Gewißheit meines Todes für mein Leben? Wir haben ein ganz unklares Verhältnis zum Tod. Das Ignorieren des Sterbens will uns nicht gelingen. Ebenso wenig gelingt es uns, die Tatsache des Todes nüchtern ins Auge zu fassen, ohne Gerede, ohne Entsetzen, ohne kranke Faszination. Ernst Lange

6.1. SOZIOLOGISCHE EINDRÜCKE

Nicht erst am Lebensende stehen Steine, da sind es Gedenksteine, Grabsteine, die doch auch Grenzsteine sind: Grenzen sind auf ihnen eingemeißelt, der Beginn, die Geburt, das Todesdatum, die elementaren Grenzen meines Lebens. Aber auf meinem eigenen Lebensweg, auf jedem Weg stehen viele unsichtbare Grenzsteine, die Übergänge signalisieren, Veränderungen anzeigen, die manchmal mit konkreten Daten, Erinnerungsdaten meiner Lebensgeschichte, manchmal mit Menschen, die mich ein Stück weit begleitet haben, die manchmal mit Landschaften, Straßennamen und Hausnummern verbunden sind.

Damit sind wir schon mitten in einem soziologischen Denkmodell, das solche Übergänge in der Lebensgeschichte zum Inhalt hat und auch Sterben und Trauern als solche Übergänge erfährt und deutet. So werden Sterben und auch Trauern als Passageritus behandelt. Dabei geht es um einen doppelten Übergang (Yorick Spiegel hat diese soziologische Sichtweise zum Kernpunkt seiner Arbeit über Trauern gemacht): Bezogen auf den Trauernden handelt es sich um einen Passageritus, der den Übergang in ein Leben ohne den Verstorbenen signalisiert und einleitet. Bezogen auf den Verstorbenen wird mit dem Stichwort Passageritus der Übergang vom Verstorbenen zum Toten markiert. Die Statusveränderungen, die unmittelbar mit dem Tod verbunden sind, stehen also hier im Mittelpunkt.

In diesem Zusammenhang wird auch der Ritus bedeutsam. Also

bischoff von
der Biographie
Welche Verhältnisse

eine gleichförmige Abfolge von Handlungen, die mit der Verallgemeinerbarkeit des persönlichen Lebensschicksals in Zusammenhang steht, gleichzeitig aber auch wechselnde inhaltliche Akzentuierungen, die mit den biographischen Besonderheiten des Verstorbenen wie der Trauernden in Zusammenhang stehen. Es geht außerdem bei diesen soziologisch geprägten Aspekten um die Frage nach gesellschaftlichen Typen der Trauer, um ihre Entstehung und Bedeutung. Soziologische Fragestellungen richten sich außerdem auf den Prozeß der Institutionalisierung der Trauer in hochkomplexen Gesellschaften, auf Fragen der Legitimationsproblematik im Zusammenhang mit dem Tod. Im stärker religionssoziologisch geprägten Teil wird es schließlich um die Darstellung symbolischer Sinnwelten gehen – anders gesagt, um die Frage nach der Funktion der Religion in der Gesellschaft, zugespitzt auf die Zusammenhänge von Sterben und Trauern.

6.2. RITES DE PASSAGE

Das Bild des Weges, stärker noch das Motiv des Übergangs ist uns aus verschiedenen Ansätzen heraus geläufig und hält sich bis heute in vielen Traueranzeigen und Formulierungen im Zusammenhang mit dem Sterben durch. Das soziologische Konzept der »Rites de passage«, ein Ansatz, der besonders Status-Übergänge beobachtet und beschreibt, greift dieses Motiv auch im Zusammenhang mit der Todesproblematik auf.

Ursprünge dieses Konzeptes liegen in der soziologischen Schule Emile Durkheims, stammen also bereits aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich primär um Status-Übergänge inmitten der Lebensgeschichte, etwa um den Übergang vom Jugendalter zum Erwachsenenalter, der in früheren Gesellschaftsformen noch deutlicher als heute mit klar markierten Initiationsriten verbunden war. All diese Übergänge, die den Wechsel des einzelnen von einer sozialen Gruppe zur anderen, von der einen sozialen Situation in eine andere anzeigen und begleiten, beinhalten verschiedene Stationen, die gleichzeitig anzeigen, welche Aufgaben bei solchen Übergängen durchlaufen werden müssen: Es geht um Rituale der Trennung (»séparation«, des eigentlichen Übergangs »marge«) und der Eingliederung (»agrégation«) in die neue Gruppe bzw. soziale Situation. Arnold van Gennep hat 1909 zuerst diesen Begriff formuliert und unter-

von - von - nach - von

schieden in Übergänge im Verlauf des menschlichen Lebens (»les passages humaines«) und in Übergänge im Verlauf des Jahreszyklus (»le passage cosmique«), wozu etwa auch Totengedenken und Jahreswechsel gehören. Fortgesetzt worden ist dieser Ansatz in der jüngeren soziologischen Literatur besonders in der Tradition des symbolischen Interaktionismus (ich nenne Georg Herbert Mead, Anselm Strauss und Thomas Luckmann, später auch Joachim Matthes und die Bielefelder Soziologen), die das Konzept theoretisch zugespitzt und differenziert hat.

In dem Maß, in dem Status-Übergänge im Zusammenhang mit dem Tod herausgearbeitet wurden, ließ sich dieses Konzept eben nicht nur auf einzelne Stationen der Lebensgeschichte übertragen und anwenden, unterteilt in einzelne Lebenszyklen, sondern die gesamte Lebensgeschichte ließ sich in einem theoretischen Konzept begreifen. So vollzieht sich nach Strauss ein solcher Status-Übergang auch im Trauern: »Der Verstorbene wird zum Toten, in einem festgelegten Prozeß, in dem er geehrt wird. Dem Trauernden wird erlaubt, gewisse tägliche Verpflichtungen wie die Ausübung des Berufes zurückzustellen (...) Er darf sich zurückziehen, um zu einer neuen Orientierung zu finden« (vgl. Spiegel, Trauern, 96). So hat auch der Verlauf der Trauer gewisse regelhafte Phasen, die gesellschaftlich anerkannt und respektiert sind, deren Intensität und Dauer sich jedoch nach der jeweiligen Situation und Betroffenheit unterschiedlich gestalten. Es ist deshalb für Theologiestudenten vor dem Examen unsinnig, wenn sie die Phasen des Trauerns nach Yorick Spiegel etwa wie einen sozialen Automatismus auswendig lernen – und für die Prüfer ist es ermüdend und langweilig; denn dieser Regelhaftigkeit entzieht sich das Leben nur allzu gern. Dennoch bleibt zu beachten, daß ein Trauerprozeß eben nicht nur individuelle Besonderheiten besitzt, sondern auch sozialen Gesetzmäßigkeiten folgt – zum Glück, denn sonst folgte dem individuellen Chaos, den ein Todesfall auslöst, auch noch ein sozialer Orientierungs- und Handlungsverlust.

Innerhalb der Trauer ist es nämlich erforderlich, die gesamte unmittelbare und mittelbare soziale Lebenswelt neu zu strukturieren – nicht nur, weil ein Mensch gestorben ist, sondern weil auch die Lebenswelt, die mit ihm verbunden war, gleichsam mitgestorben ist. Und das bedeutet in der Regel eine Fülle von Beziehungsänderungen, die zu bearbeiten sind. Yorick Spiegel unterscheidet hier 1. die persönlichen Beziehungen mit ihren drei Ebenen des intimen, des vertrauten und des arbeitsteiligen Austausches; 2. die Beziehung zur un-

verschieden
Typen von
Trauern

mittelbaren Umwelt, in der der Trauernde weiterlebt und in der der Verstorbene gelebt hat; und 3. die Beziehung zur Gesamtgesellschaft, die sich auch im Kosmos der jeweils einzelnen Lebensgeschichte niederschlägt.

Es wäre deshalb zu kurz gegriffen, Trauer nur als innerpsychischen Vorgang zu verstehen und zu betrachten. »Der Tod trifft (vielmehr) ein breites psychosoziales Umfeld, das bisher im allgemeinen geordnet war und dem Trauernden Sicherheit und Stabilität vermittelt hat (...) Es ist wie die Anmeldung eines völligen Konkurses, bei dem erst schrittweise bei der Aufklärung der verworrenen Situation erarbeitet und herausgefunden werden kann, was als Vermögen noch vorhanden ist (...) Im allgemeinen (...) ist die Erfahrung des Verlustes so unstrukturiert, daß der Trauernde weder zureichend erfassen kann, was er verloren hat, noch weiß, welche Verlustbereiche besonderer Bevorzugung in der Durcharbeitung bedürfen, und zumindest auch keinerlei Anleitung hat, wie die Trauerarbeit angesetzt und durchgeführt werden soll« (Spiegel, 100f.).

6.3. BEZIEHUNGSÄNDERUNGEN

Ich will diese Ansätze durch Erfahrungen aus dem Gemeindefarramt ergänzen. Vielleicht wird deutlich, wie bedeutsam es ist, sich als Seelsorger des sozialen Umfeldes und der sozialen Verknüpfungen bewußt zu sein, die im Trauern aktualisiert werden.

Irgendwann in einer langen Trauergeschichte wird dem Betroffenen deutlich, daß er selbst bereit sein muß, sich zu trennen, auch innerlich zu trennen vom Verstorbenen, um nicht in einer imaginären sozialen Lebenswelt, halb realistisch, halb träumend, weiterzuleben. Dabei werden manche Trennungen früher erforderlich sein, manche erst sehr viel später, und einige wenige werden wahrscheinlich nie erfolgen: etwa der unmittelbare Gesprächspartner – sich von ihm zu trennen, das dauert lange. Ich kenne Menschen, die noch über Jahre zu bestimmten Anlässen und in besonderen persönlichen Situationen zum Grab des Ehepartners gehen und dort Gespräche führen: »Das muß ich erst einmal mit meinem Mann besprechen.« Und das heißt, am Grab, in seiner vorgestellten Gegenwart bedacht werden.

Irgendwann werden dann andere Menschen an diese Stelle treten, und je besser diese realen Gespräche verlaufen, desto seltener werden dann wohl die Gespräche am verjährten Grab.

es war
ganz beeindruckend
um setzen mich
nachvollziehen

Auch die Trennung von den Gegenständen, die der Verstorbene benutzt oder getragen hat, seine Kleidung etwa – wieviele Tränen werden vergossen, wenn das alles ausgeräumt werden muß! An dieser Stelle werden wir als Gemeinde oft angesprochen, »damit die Sachen wenigstens noch einen guten Zweck erfüllen«, so werden uns die gebrauchten Kleidungsstücke anvertraut. Wer (nicht zuletzt durch diese soziologischen Beobachtungen) hellhörig geworden ist, wird wissen, daß hier ein wesentlicher Schritt der Trauerarbeit getan wird – und wir sollten die Gelegenheit nutzen, nicht nur die Kleidungsstücke abzuholen, sondern auch Zeit mitzubringen, diesen Trennungsschritt zu verkraften.

Die Prägungen, die guten und vielleicht auch bedrückenden Erinnerungen, die wir mit dem Verstorbenen verbinden, werden seltener einer solchen Trennung unterworfen, verlieren aber ihre beinahe magische Kraft in dem Maß, in dem wir uns auch neuen Prägungen und Erfahrungen nicht entziehen.

Der eigentliche Übergang in die neue soziale Gruppe vollzieht sich ebenfalls auf ganz verschiedenen Ebenen, etwa bei einer älteren Frau, die als Hinterbliebene sich als Witwe versteht und realisiert, daß sie auch sozial zu einer anderen Gruppe gehört, zur Gruppe der Witwen. Mit wieviel Widerstand, ja mit wieviel Verachtung wird dieser Übergang geleugnet oder hinausgezögert! Und es ist ja durchaus berechtigt, sich in seinem Lebensgefühl und in seiner sozialen Verortung nicht allein diesem persönlichen Definitionsmerkmal »Witwe« zu beugen.

Dabei spielen ja noch ganz andere soziale Rivalitäten eine Rolle. So läßt sich mit einigem sozialen Fingerspitzengefühl sehr schnell in jeder Gemeinde eine Gruppe von Kriegerwitwen ausmachen, die über Jahrzehnte allein blieben – und stolz darauf sind; gleichzeitig andere Kriegerwitwen, die einen erneuten Status-Wechsel vorgenommen haben (sich nämlich einen Lebensgefährten oder einen neuen Mann gesucht haben), mit Verachtung strafen.

Die Eingliederung in die neue soziale Gruppe muß nun nicht zwangsläufig bedeuten, sich dem Verhaltensmuster anderer anzupassen, die schon länger in dieser Lage sind. Dennoch erlebe ich es oft, daß es sogenannte Friedhofsbekanntschaften gibt, ältere Menschen, die sich auf ihren regelmäßigen Wegen zum Grab des Verstorbenen auf dem Friedhof treffen und auch Gespräche beginnen. Mit einiger Behutsamkeit bieten sich hier Möglichkeiten, eine Art Selbsthilfegruppe Hinterbliebener zu bilden, deren Gefahr jedoch darin be-

steht, daß diese Gruppe und die zu ihr gehörigen Mitglieder allzu stark über das gemeinsame Verlust- und Defizit-Merkmal definiert werden und möglicherweise erhebliche Schwierigkeiten haben, in anderen Bezugsgruppen Anschluß zu finden. So laden wir etwa in unserer Gemeinde einmal im Jahr in der Zeit des Spätherbstes die Hinterbliebenen eines Jahrgangs ein, um ihnen Möglichkeiten zum Übergang in andere Gemeindegruppen zu eröffnen.

Die Beziehungsänderungen im persönlichen Bereich haben bisweilen schon lange vor dem eigentlichen Tod begonnen, etwa bei einem langen Krankenhaus-Aufenthalt des Ehepartners. Dennoch besteht ein erheblicher Unterschied, wenn diese Veränderungen plötzlich als irreversibel anerkannt und akzeptiert werden müssen. Vertraut ist mir etwa, wenn ausgedrückt wird: »Ach ja, um diese Zeit bin ich sonst immer zum Krankenhaus gegangen.« So vielfältig und unterschiedlich wie das Lebensgefüge, in dem sich der einzelne befindet, ist auch die Notwendigkeit zur Beziehungsänderung in der unmittelbaren Umwelt, in der der Trauernde nun allein weiterlebt. Da brechen oft Kontakte, die der Verstorbene mit seiner Person und seinen Interessen ausgefüllt hat, oft schon nach wenigen Wochen ab; da fühlt sich der Hinterbliebene in der früheren Bezugsgruppe, in der etwa überwiegend Ehepaare vertreten waren, nun nicht mehr wohl, weil er sich »so unvollständig« vorkommt und deshalb diesen Begegnungen lieber ausweicht – auch weil er oder sie meint, allein könne man sich da nicht sehen lassen, falle ohnehin den anderen zur Last. Wie oft müssen Gruppen-Kontakte freiwillig oder unfreiwillig mitbegraben werden!

Die Veränderungen der Beziehung zur Gesamtgesellschaft, das klingt so abstrakt und richtig, daß man sich erst gar nichts darunter vorstellen kann. Nur wenige Beispiele seien deshalb angeführt: Ein wesentlicher Aspekt des sogenannten bürokratischen Teils einer Trauergeschichte gehört in diese Kapitel, Versorgungsfragen, rechtliche Fragen, steuerliche Veränderungen – ein Feld, das in den meisten Fällen vom Bestatter bearbeitet wird und deshalb den Betroffenen weniger deutlich ins Bewußtsein tritt. Und doch sind diese Veränderungen oft von einschneidender Bedeutung. (Auf diese Fragen komme ich im Gespräch mit der Arbeit des Bestatters gesondert zu sprechen; vgl. Kap. 8.)

Manchmal klingen solche Beziehungsänderungen schon in den ersten Gesprächskontakten Hinterbliebener mit einem Pfarrer oder einer Pfarrerin an – und nicht selten ist dann zu hören: »Ja, ja, eigentlich alles wird sich jetzt verändern.« Ein deutliches Signal, daß es in

der ersten unmittelbaren Trauer nahezu unmöglich ist, Gewichtungen und Unterscheidungen vorzunehmen. Das braucht Zeit. Und eben diese Zeit ist Trauerzeit.

6.4. INTEGRALE PRAXIS

An dieser Stelle lohnt sich, ergänzend zu den Aspekten, die *Yorick Spiegel* festgehalten hat, ein Blick auf die Konzeption von *Joachim Matthes* im Zusammenhang mit kirchlichen Amtshandlungen, in dem er sich – übrigens auf dem identischen soziologischen Hintergrund – für eine »integrale Amtshandlungspraxis« einsetzt. Seine Ausgangsdefinition heißt: Volkskirchliche Amtshandlungen sollen der eindeutigen Markierung prominenter Übergänge im Lebenslauf zugeordnet werden.

Matthes unterscheidet zwischen Lebenszyklus, der gesamtgesellschaftlich geregelten und geltenden Bestimmung des »normalen Lebenslaufes« mit seinen typischen Einschnitten, Höhepunkten und Krisen und der Lebensgeschichte, also der biographischen Verarbeitung der lebenszyklischen Vorgaben in der konkreten Lebenserfahrung des einzelnen Gesellschaftsmitglieds (ebd., 88f.). So ist es etwa für den Gemeindepfarrer, der ja auch bei Altenbesuchen viele Lebensgeschichten erzählt bekommt, bedeutsam, beides zu hören und im Blick zu haben: die Ähnlichkeiten (Lebenszyklus), die sich auch auf der Folie der historischen Gleichzeitigkeit der jeweiligen Generation ergeben und (!) die Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit (Lebensgeschichte), nämlich die Verarbeitung der lebenszyklischen Vorgaben in der Lebenserfahrung des einzelnen (oder eben in der Wahrnehmung der Angehörigen beim Trauerbesuch). Geradezu beiläufig schreibt Matthes: »Die Menschen gehen daran zugrunde, daß sie Ende und Anfang nicht zu verknüpfen verstehen« (96). Hier beginnt die eigentliche Herausforderung der Trauerarbeit – und der Lebensarbeit.

Wenn der Satz von Matthes stimmt, dann steht die Pfarrerin, der Pfarrer in allen Amtshandlungen und der damit verbundenen Seelsorge vor einer entscheidenden Aufgabe: die Gaben anderer (!) wiederentdecken und bestärken, eben diese Zusammenhänge in den Blick zu nehmen, auszudrücken, wahrzunehmen.

An einem Trauergespräch und an einer Beerdigung nehmen häufig unterschiedliche Generationen teil. Und natürlich ist dieser Tod auch

Lebenszyklus x Lebensgeschichte⁹⁵

es geht um Helfer

aus dem Generationsunterschied den Beteiligten (neben der biographischen Nähe und jeweiligen Verbundenheit) unterschiedlich nah oder fern: bei älteren Menschen etwa die oft unausgesprochene Erfahrung: »Da ist schon wieder einer von meiner Generation gestorben«, oder: »Was soll ich jetzt eigentlich noch hier – sie sind ja alle schon gestorben«. Dagegen in der mittleren Generation: »Jetzt werden wir unabweisbar die älteren, die nächste Generation ist schon gestorben«. Der Generations-Puffer gegenüber dem »normalen« Sterbealter schwindet. Die jüngeren dagegen wohl eher so: »Das erste Mal, daß ich dem Sterben begegne«, aber auch: »Ob wir jemals so alt werden?« Und auch: »Hoffentlich bleibt unserer Generation erspart, was die ältere Generation durchmachen mußte«.

Und dazu noch der andere Aspekt: Jeder überträgt das Geschehen auf seine eigene Jetzt-Situation: die Jüngeren etwa: »Was habe ich eigentlich bis jetzt vom Leben gehabt – wenn das alles wäre«. Die mittlere Generation, vielleicht mit einer ähnlichen Frage, aber noch zugespitzt: »Viel Zeit bleibt mir nicht mehr – und dabei hatte ich mir alles ganz anders vorgestellt«. Und – vielleicht sogar als Summe dieser beiden Generationenfragen die Älteren: »Was ist es denn nun eigentlich gewesen, was wir da gemeinsam erlebt haben?«

Wie gesagt, das sind oft unausgesprochene, kaum bewußte Fragen, die aber doch ein Schlaglicht werfen auf die Verschiedenheit derer, die da jetzt gemeinsam trauern. Und noch eine heilsame Warnung von Matthes: Nicht irgendwo hinter (!), sondern in (!) ihren Konstruktionen und Rekonstruktionen lebt die menschliche Biographie (105). Es geht also nicht um die Frage, »wie es wirklich war«, sondern wie es jetzt erlebt, gedeutet, verarbeitet wird – die Lebensgeschichte. Dabei ist die Unterscheidung von »Ereigniszeit« (Strukturierungen von singulären und für den einzelnen hochbedeutsamen Lebensereignissen – »von-da-ab-war-ich-ein-anderer-Mensch«-Erlebnisse) und »Alltagszeit« (lebensgestaltende Rhythmen, die in hohem Maß routinisiert sind) hilfreich. Wie oft sind wir fixiert auf »Ereigniszeit« – und übersehen die Lebensleistung in der »Alltagszeit«! Wenn da, fast mit Verwunderung, gesagt wird: »Was Wichtiges gab es eigentlich nicht.« Das heißt noch lange nicht, daß dieses Leben nicht eben doch »gestaltet« war (vgl. Anhang: »Wert des Menschen«).

Matthes selbst leitet uns damit weiter zur Frage des Rituals, das in der Gefahr steht – jedenfalls, wenn es nicht seelsorgerlich und sozial eingebettet ist –, die Sinnfrage zu immunisieren. Denn: »Das Ritual der Amtshandlung selber, auf Objektivierung und Generalisierung der

besonderen Erfahrung und darauf angelegt, vom unmittelbaren Erfahrungsdruck zu entlasten, kommt solcher Immunisierung (der Sinnfrage) zu Hilfe, wenn es nicht um eine ausgearbeitete Seelsorgepraxis ergänzt wird, in der im einzelnen – und nun durchaus um den Entlastungseffekt des Rituals bereichert – wieder aufgenommen wird, was im Ritual objektiviert erscheint.« Mehr noch: »eine reduzierte (!) Amtshandlungspraxis (im Unterschied zur integralen) ist mit an der Erzeugung jenes Ergebnisses beteiligt, über das sie klagt: am Formal- und Formelcharakter ihres Rituals für die, die an ihm teilnehmen« (102).

Es bleibt also zu unterscheiden zwischen der eigentlichen Amtshandlung, dem Ritual, und der geforderten integralen Amtshandlungspraxis, die sich folgender Konstellation bewußt ist: Es nehmen an der Amtshandlung Menschen verschiedener Generationen teil. Damit ist das Problem der Gleichzeitigkeit, genauer: der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen im Blick. In Aufnahme von Gedanken von Karl Mannheim macht Matthes deutlich: Jeder lebt mit Gleichaltrigen und Verschiedenaltigen in einer Fülle gleichzeitiger Möglichkeiten und Ereignisse. Für jeden ist die gleiche Zeit aber eine andere Zeit, nämlich ein anderes Zeitalter seiner selbst, das er nur mit Gleichaltrigen teilt (108). Seelsorgerlich gefragt, heißt das: Wie kommen eigentlich die halbwüchsigen Enkelkinder der Verstorbenen in unseren Gesprächen und Ansprachen bei Trauerfeiern vor? Überdeckt die Trauer der älteren Gleichzeitigen nicht das, was eben diese andere Generation so völlig anders empfindet – und sie doch ebenso ratlos, manchmal sogar verzweifelt macht. Diese soziologischen Anmerkungen sind von erheblicher Bedeutung für das Seelsorgegespräch – und eben für die Verknüpfung von Amtshandlung und Seelsorge. Dabei muß ich zugeben, daß das Gespräch mit den oft kleineren Kindern oder Enkelkindern, aber auch mit den Heranwachsenden gerade im Zusammenhang von Trauer so schwer nur zu realisieren ist; nicht nur, daß sie dem Pfarrer vorenthalten werden als Gesprächspartner (oder sich durch Abwesenheit selbst entziehen), sondern auch wir selbst sind ungeübt, Gespräche über Sterben und Trauern mit jüngeren Menschen in ihrer Sprach- und Erlebniswelt angemessen zu führen.

Die hervorgehobene Bedeutung der Amtshandlung, also des Rituals, besteht unter anderem darin, die Besonderheit der eigenen Lebenswirklichkeit mit all ihren Erträgen und Krisen der Sinndeutung in eine höhere Form der Allgemeinheit zu überführen und dort zur Geltung zu bringen. Yorick Spiegel reduziert die soziologische Bedeutung

einseitig auf den Aspekt des Status-Übergangs (110). Seine Bemerkungen zum »gesellschaftlichen Aspekt« des Trauerns sind deshalb ergänzungsbedürftig.

6.5. TYPEN DER TRAUER

historisch Die gesellschaftlichen Typen der Trauer verdanken sich einer langen historischen Entwicklung. Das soll andeutungsweise am Beispiel der Bestattungen konkretisiert werden. Während etwa in Ägypten die Einbalsamierung der Leiche und die wirkliche oder abbildliche Fahrt auf dem Totenschiff mit vielen Beigaben üblich waren, kannten Griechenland und Rom Erd- und Feuerbestattungen; die Bekleidung der Verstorbenen mit Alltags- oder Standesgewändern, Beisetzungen mit Fackelschein in der Nacht oder in der Frühe des Morgens, Klage und Totengedächtnis. In Israel vorherrschend war die Erdbestattung – auch in Felsen- oder Höhlengräbern. Tote und Gräber galten als kultisch unrein; das Zeremoniell wurde zum Teil erheblich veräußerlicht und auch übersteigert; bei Felsengräbern wurde das Grab gegen unerwünschte Eindringlinge oder auch gegen Tiere mit schweren Steinen verschlossen (vgl. auch Mk 16,4); ansonsten wurde die Leiche mit Erde oder Asche bedeckt. Die Urgemeinde und Alte Kirche übernahm sowohl jüdische als auch heidnische Bräuche, jedoch ohne Gesetzlichkeit und unter dem Zeichen von Kreuz und Auferstehung, und kannte die Bekleidung des Toten mit dem weißen Gewand (im Hinweis auf die Taufe), die Beisetzung am Tag, später verbunden mit reicher Ausschmückung des Rituals, jedoch ohne Bestattungs-Reden. Augustinus etwa begründet die Pflicht zur Bestattung eines Christen damit, daß der Verstorbene ein durch Gott geschaffener und durch Christus erlöster Mensch sei, der der Totenauferstehung entgegengehe. Während in griechisch-römischer Zeit die Beisetzung weitgehend eine Angelegenheit der jeweiligen Familie war, verstand die christliche Kirche von alters her die Beerdigung als eine Aufgabe der Gemeinde. Sehr bald entstehen agendarische Gebete. Zum theologischen Problem wurden später die Darbietungen von Opfergaben (oblationes) für die Toten (vgl. den kenntnisreichen Art. »Bestattung« von Friedemann Merkel, in: TRE, Bd. 5, 744). Eine differenzierte Tradition für die erste Phase der Trauerarbeit in der Form des Rituals findet sich in den Apostolischen Konstitutionen: Am dritten Tag nach dem Tod findet ein Gottesdienst für den Toten statt, weil Christus am dritten Tag auferstanden

ist; am neunten Tag findet eine Gedächtnisfeier statt, ebenso am vierzigsten Tag, weil Mose vierzig Tage betrauert wurde (Dtn 34,8). Am Jahrestag schließlich wird eine Eucharistiefeier gehalten, in der für das Heil des Toten gebetet wird (vgl. Merkel, ebd.).

Für das Mittelalter sind zwei Momente wesentlich: der Ausbau der Bestattungsordnung zum Leichenbegängnis mit Hausfeier, Kirchgang, Geleit zum Friedhof; außerdem die wachsende Bedeutung der Totenmesse, Aufbahrung in der Kirche, Weihe des Grabes. Bis zur Zeit der Reformation sind eine Vereinheitlichung der zahllosen Sonderformen der Bestattungsordnungen zu beobachten und die Aufnahme des Requiem-Formulars in das Meßbuch 1570. Ausgeführte Traueransprachen oder Leichenreden scheinen die Ausnahme zu sein. So bestimmt das Konzil von Rouen (1501), daß nur für »gloriosi, illustres und bene meriti« »sermones funebres« gehalten werden.

Nach Auffassung der Reformation gibt es keine Möglichkeit der Einflußnahme auf das Schicksal des Toten durch die Art der Bestattung selber. Zur Bestattung gehören ein ordentlicher Gemeindegottesdienst mit verkündigungsorientierter Predigt und ein kurzer Beisetzungsritus. Diese Tradition hat sich – bei aller regionaler Unterschiedlichkeit – bis heute durchgehalten (vgl. Mezger, PThH, 83). Die Bestattung ist keine kultische Handlung, von der das Heil des Verstorbenen abhängt; sie zählt vielmehr in frommer Volksüberlieferung zu den Werken der Barmherzigkeit, findet aber keine stringente Begründung im Neuen Testament. Im Gegenteil: Im Entscheidungsfall ist das Bekenntnis zu Jesus Christus wichtiger als die jeweilige Pietätspflicht (vgl. Mt 8,22). Damit ist in christlicher Tradition die Beerdigung ihres zwanghaften Charakters (Gewährleistung des Status-Übergangs für den Verstorbenen) überholt worden durch eine neue Auffassung: Beerdigung und Bestattungsordnung sind Formen der Verkündigung und der Seelsorge an den Hinterbliebenen.

Eine Institutionalisierung der Trauer ist nicht erst das Merkmal hochkomplexer neuzeitlicher Gesellschaftsformen. Gesellschaftlich bereitgestellte Handlungsformen (häufiger: Handlungsbegrenzungen) der Trauernden lassen sich, wie wir unter anderem auch bei den von Fuchs dargestellten archaischen Gesellschaftsformen gesehen haben, bereits sehr früh nachweisen. Institutionalisierung von Trauer und gesellschaftlich angebotene Verhaltensmuster entpflichten den jeweils Betroffenen von der Notwendigkeit, in einer völlig ungewohnten Situation eigene und individuell handhabbare Handlungsmuster entwickeln und praktizieren zu müssen. Gleichzeitig nehmen ihn

Rituale nicht an sich orientiert.

diese gesellschaftlichen Handlungsmuster auch in Pflicht: Jenseits der gesellschaftlich akzeptierten Handlungsweisen der Trauer gibt es keine Trauer. Abweichende Verhaltensmuster setzen sich vielmehr der Notwendigkeit aus, gesondert legitimiert werden zu müssen.

Das beginnt in unserer Gesellschaft mit den einfachsten Verhaltensweisen gegenüber dem Verstorbenen: Der Verstorbene unterliegt nicht der privaten Verfügungsgewalt, sondern unterliegt öffentlicher Verfügungsgewalt und amtlichen Vorschriften. Die Entstehung eigener Berufsgruppen im Zusammenhang mit Tod und Trauer hat sich zudem in dem Maß fortentwickelt, als nachbarschaftliche oder großfamiliäre Gruppenbeziehungen die erforderlichen Aufgaben nicht mehr übernehmen konnten oder wollten (Zerfall von Nachbarschaften und Großfamilien). Dabei ist jedoch überraschend, wie schwach die Institutionalisierung und Professionalisierung der Berufsgruppe der Bestatter bis heute ausgebildet ist: Ein klar umrissenes und rechtlich gesichertes Berufsbild gibt es nicht. Das führt bisweilen zu unglücklichen Begleiterscheinungen von Trauerfällen. Es ist jedoch zu beobachten, daß die genannte Berufsgruppe selber, soweit sie seriös ihre Aufgaben wahrnimmt, an einer rechtlichen Klärung von Ausbildungs- und Zulassungsbestimmungen interessiert ist, also an einer Entwicklung zur Professionalität.

Die soziologische Literatur hat sich ausführlich auch mit der Trauer selber beschäftigt. Sie wird als zugleich individuelle und kollektive Verlustreaktion beschrieben und untersucht. Wo die Soziologie das zwischenmenschliche Verhalten des Menschen – also das Interaktionsgeschehen – untersucht, macht sie eine oft formulierte anthropologische Voraussetzung: Der Mensch ist nicht selbstverständlich und fraglos in die Welt und ihre Grenzen eingebunden, sondern angewiesen auf personale und soziale Vermittlung. Trauereriten haben daher folgende Funktionen: Kennzeichnung der Trauernden und Aussonderung aus der übrigen Gruppe, Normalisierung einer Ausnahmesituation, in der die Brisanz und Gefährlichkeit des Übergangs von einer sozialen Identität zur anderen manifest werden und Sicherung der übrigen, nicht oder anders betroffenen Gruppenmitglieder (vgl. Illhardt, 273).

6.6. INSTITUTIONALISIERUNG DER TRAUER

Trauer läßt sich, anders gesagt, als Krise der sozialen Akte und Interaktionen begreifen. Krise bedeutet dabei nicht ein augenblickliches Ereignis, einen Moment, sondern deutet einen Prozeß an. Denn Trauer gefährdet potentiell das Selbstverständnis einer Gesellschaft, weil sie eine Bedrohung der gewachsenen gesellschaftlichen Ordnung darstellen kann.

Als umfassendes und gegenwärtig gängiges soziologisches Konzept zur Erfassung der mit Trauer und Tod verbundenen soziologisch bedeutsamen Problemstellungen bietet sich das Konzept der »Lebenswelt des Alltags« an, das *Thomas Luckmann* in Aufnahme von Arbeiten von *Alfred Schütz* weiterentwickelt hat (hier: Strukturen der Lebenswelt). Schütz hatte seine Studien an der Grenze zwischen Philosophie und Soziologie angesiedelt, sein erstes großes Werk, »Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt«, wurde 1923 in Österreich veröffentlicht. Vor Hitlers Einmarsch in Österreich ging Schütz nach Paris und emigrierte schließlich 1939 in die Vereinigten Staaten, wo er in New York an der New School of Social Research zu lehren begann. Er war davon überzeugt, daß »eine adäquate Lösung für methodologische Grundprobleme der Humanwissenschaften nur in einer exakten Beschreibung der spezifisch menschlichen Konstitution des Gegenstandsbereichs dieser Wissenschaft zu suchen sei. Seine frühe Überzeugung, daß in Husserls Phänomenologie eine konsequente Methode zur deskriptiven Analyse der Konstitution von Alltagswelt im menschlichen Erfahrungsbereich bereitgestellt worden war, bestätigte sich für Schütz in seinen späteren Arbeiten« (vgl. Luckmann 12). »Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit schlicht gegeben bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist« (23). Der Tod stellt dem Grundsatz nach das Ende und damit eine unerhörte Bedrohung der fraglosen Gewißheit der alltäglichen Lebenswelt dar. Dieser Herausforderung wird mit gleichsam sozialen Gewißheiten und vertrauten gesellschaftlichen Reaktionsmustern begegnet: Formen der Trauer. Bedeutsam an diesem Konzept sind die jeweilige Reichweite (aktuelle, potentielle) als Begrenzung der Handlungsmöglichkeiten sowie die jeweilige Strukturiertheit der Zeit.

Als aktuelle Reichweite wird der Bereich bezeichnet, der meiner unmittelbaren Erfahrung zugänglich ist. Durch den Tod verläßt ein Gesellschaftsmitglied die aktuelle Reichweite (wobei nicht bestimmt werden kann, ob es gleichzeitig aus dem Bereich der potentiellen Reichweite entschwindet). Innerhalb der aktuellen Reichweite verbleibt nur der Trauerrde.

Hinzu kommt das Moment der zeitlichen Struktur der alltäglichen Lebenswelt. Sie umfaßt nicht nur meine eigene Lebenszeit (und respektiert damit die Endlichkeit in der Zeit), sondern auch die Weltzeit (jenseits meiner persönlichen Existenz). Zur lebensweltlichen Zeit gehören wesentlich drei Aspekte: Fortdauer und Endlichkeit; Zwangsläufigkeit des Ablaufs der Zeit (Unumkehrbarkeit); und die Geschichtlichkeit und damit die Unwiederholbarkeit der jeweiligen Situation. Die Erwartung meines Todes als einer endgültigen Abkehr von der Lebenswelt entspringt meiner Existenz in der sozialen Welt. Ich erfahre in ihr: Andere werden älter, sterben, die Welt jedoch besteht weiter (und ich in ihr). Nun ist es aber eine meiner Grunderfahrungen, daß auch ich älter werde, also weiß, daß auch ich sterben werde und die Welt danach vermutlich fort dauern wird. Ich weiß somit, daß meiner Dauer Grenzen gesetzt sind.

In einem solchen Ansatz, wie ich ihn hier skizzenhaft nachgezeichnet habe, hat der Verstorbene Bedeutsamkeit in dem Maß, als er in die Jetzt-Zeit hinein bedeutsam ist; umgekehrt wird die Jetzt-Zeit als äußerst bedrohter Lebensraum erfahren. Um diese Bedrohung sozial zu meistern, bedarf es sowohl sozialer Ordnungsmuster als auch der Notwendigkeit, Gewißheiten jeweils neu zu aktualisieren. Anders gesagt: Es besteht die Notwendigkeit, trotz des Todes oder gerade im Angesicht des Todes erneut Sinn herzustellen, sowohl um das zu Ende gegangene Leben verstehen zu können, als auch um sein eigenes künftiges Weiterleben ohne den Verstorbenen angstfrei und mit einem Mindestmaß an Ungewißheit und Schuld ermöglichen zu können. Damit sind wir bereits mitten in der Religionssoziologie.

Bis in die Gegenwart hinein wird der Religion als entscheidender sozialer Leistung zugeordnet, subjektiv und intersubjektiv Sinn zu konstituieren. Die Religionssoziologie hat die Aufgabe, die enge Beziehung zwischen Religion und gesellschaftlichem Zusammenhang aufzuzeigen – mehr noch, den besonderen Ort, die besondere Aufgabe der Religion in der Gesellschaft zu markieren, nämlich Sinn zu vergewissern, der sich auch angesichts von Krise und Chaos zu erhalten vermag. Von Peter L. Berger stammt die Formulierung: »Jede

menschliche Gesellschaft ist letzten Endes ein Bund von Menschen angesichts des Todes. Die Macht der Religion hängt von der Glaubwürdigkeit ihres Banner ab, die sie Menschen in die Hand gibt, die dem Tod entgegensehen oder ihm unweigerlich entgegengehen« (51).

Soziologisch betrachtet steht das Christentum als Religion vor dem Dilemma, innerhalb der eigenen Vorstellungen durchaus plausible Antworten auf Tod und Sterben geben zu können, gesamtgesellschaftlich jedoch keine allgemeine Verbindlichkeit mehr beanspruchen zu können. Verdeutlichen läßt sich dies am Beispiel des oben genannten Trauergottesdienstes: Nach christlichem Verständnis ist die Trauerfeier ein öffentlicher Gottesdienst. Im Unterschied zu solcher christlichen Selbstdefinition steht jedoch die Fremdefinition derer, die aus anderen Motiven an dieser Trauerfeier teilnehmen – und sie entweder als kultische Notwendigkeit dulden und hinnehmen oder aber eine Veranstaltung (nicht zu Ehren Gottes, sondern) zu Ehren des Verstorbenen halten, der darin gebührend öffentlich dargestellt und gelobt zu werden hat. Gerade das Selbstlob des Menschen über sich selbst im Angesicht Gottes ist aber nun christlicher Gemeinde aus zutiefst theologischen Gründen nicht möglich: Wir stehen vor Gott nicht als Helden, sondern als aus Gnade gerechtfertigte Sünder.

Pluralismus bedeutet gesamtgesellschaftlich die Beliebigkeit der angebotenen Sinndeutungen der Religion angesichts des Sterbens. Die Geschichte der Säkularisierung ist irreversibel. Gleichzeitig jedoch erfährt Religion an der wesentlichen Stelle, wo es um Leben und Tod geht, wo es um Sinndeutung angesichts des Todes geht, daß sie gleichsam konkurrenzlos Sinn auszudrücken und anzubieten hat, der in der unmittelbaren Trauersituation durchaus angenommen wird, jedoch nur geringe Auswirkungen auf die alltägliche Lebenswelt zu beanspruchen vermag. Zugespitzt: Christliche Sinndeutung angesichts des Todes gilt in erster Linie den Sterbenden und Trauernden – die Lebenden, die Überlebenden jedoch, die nicht unmittelbar betroffen sind, leben, als gäbe es solchen Sinn nicht.

Was wir sozialetisch als Trauerarbeit bezeichnen, sieht soziologisch so aus: Der Tod stellt die ärgste Bedrohung für die Gewißheit der Wirklichkeiten der Alltagswelt dar. Es ist deshalb – soziologisch betrachtet – von höchster Bedeutung, den Tod in die Alltagswelt zu integrieren – um zu verhindern, daß mit dem Tod die Alltagswelt insgesamt in Frage gestellt wird. Die Legitimation des Todes ist daher eine der wichtigsten Aufgaben der Religion; genauer gesagt: die wichtigste Leistung symbolischer Sinnwelten.

fortdauern
begrenztes Leben

5

Trauer überhaupt lehnt.

Kor 4, 12 den keine Lob erheben

6.7. SINN VERTRÄGT KEINE BELIEBIGKEIT

Ob sie nun mit oder ohne Rückgriff auf mythologische oder metaphysische Interpretationen zustande kommt, das ist soziologisch unerheblich. Selbst der Atheist, der dem Tod durch den Glauben an den gesellschaftlichen Fortschritt Sinn verleiht, integriert den Tod in ein umfassendes symbolisches Sinnsystem. Sämtliche Sinngebungen des Todes sind vor dieselbe Aufgabe gestellt: Der Mensch muß auch nach dem Tod bedeutsamer Lebensgefährten weiterleben können. Das Grauen vor dem eigenen Tod aber muß wenigstens gemildert werden, so daß es nicht die Routine des selbstverständlichen Alltagslebens gefährdet oder lähmt. In der Legitimation des Todes manifestiert sich die Kraft symbolischer Sinnwelten im Hinblick auf Transzendenz am klarsten. Auf der Ebene der Sinnhaftigkeit ist die institutionelle Ordnung ein Schutz gegen das Grauen. Die symbolische Sinnwelt schützt den Menschen vor dem absoluten Grauen, indem sie schützenden Strukturen der institutionalen Ordnung die absolute Legitimation verleiht (vgl. Berger/Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, 108f.).

In der Situation des modernen Pluralismus ist die Verbindlichkeit religiöser Weltauslegung und Sinndeutung in dem Maß geschwunden, wie der Einfluß der Religion im sozialen Bereich insgesamt geschrumpft ist. Das erschwert die Möglichkeiten, intersubjektiv und gesamtgesellschaftlich plausiblen Sinn angesichts des Todes bereitzustellen. Gerade die fehlende Fraglosigkeit etwa der christlichen Sinndeutung angesichts des Todes führt dazu, dem Tod und seinem Grauen viel stärker als in früheren Gesellschaften ausgesetzt zu sein. Der Prozeß der Säkularisation ist nicht umkehrbar. (Berger beschreibt das in seinen Arbeiten als Zwang zur Häresie, als Zwang zur Wahl, zur Entscheidung.) So heißt ein etwa gängiges gesellschaftliches Muster: Verdinglichung des Todes, Entdramatisierung von Sterben und Tod. Denn dieses Sinndeutungs-Muster, das wohlgermerkt christlicher Grundüberzeugung diametral entgegensteht, ermöglicht scheinbar noch am ehesten einen ungestörten Ablauf der Alltagswelt, besonders im Bereich der Ökonomie. Ob jedoch solche Sinndeutung schlüssig, haltbar und tragfähig ist, das sei an dieser Stelle ausdrücklich in Frage gestellt.

So notwendig verschiedene Aspekte des hier nachgezeichneten Wissens sind, so wenig gewährleisteten sie gleichsam automatisch eine wirkliche Verarbeitung von Betroffenheit und Todesangst. Im besten

Christen - waren Atheisten
Furchtlosigkeit von dem Selben genannt

Fall können wir persönlich Brücken schlagen zwischen allgemeinem Wissen und unmittelbar persönlichem Erleben.....

Die wesentlichen Fragen und Aspekte heißen deshalb:

1. Sozialethische Konzepte stehen in einem Konkurrenz-Verhältnis zu einer Soziologie, die sich als Profan-Ethik verstehen läßt.
2. Auch das »Todesbild der modernen Gesellschaft«, die Zielperspektive vom »natürlichen Tod« kann dem Tod seinen grundlegenden Widerspruchscharakter nicht nehmen, sondern unterliegt seinerseits dem Illusionsverdikt.
3. In der soziologischen Beschäftigung wird Trauer unter dem Aspekt von Status-Übergängen behandelt. Solche Übergänge werden durch Rituale geregelt und nominiert. Kirchliche Amtshandlungen sind soziologisch betrachtet soziale Rituale zur Reintegration der Trauernden.
4. Die gesellschaftlich gewachsenen Typen des Trauerns lassen sich an der Entwicklung der Bestattungspraxis am besten verdeutlichen. In der Folge der Reformation verliert die Bestattung theologisch gesehen ihre Bedeutung als Status-Übergang für den Verstorbenen; dafür tritt stärker der verkündigende und seelsorgerliche Aspekt gegenüber den Trauernden in den Mittelpunkt.
5. Trauer wird soziologisch als Verlustreaktion beschrieben, als Prozeß der Krisenbewältigung.
6. Im Konzept der Lebenswelt des Alltags stehen - bezogen auf unser Thema - folgende Aspekte im Mittelpunkt: die Reichweite des Handlungs- und Gestaltungsraumes und die Zeitstruktur. Da der Verstorbene außerhalb der aktuell verfügbaren Reichweite getreten ist, verbleiben im Bereich der Alltagswelt lediglich die Trauernden, die sich in dieser entleerten Alltagswelt nur schwer noch zu Hause fühlen. In der Zeitstruktur weist uns die Unterscheidung von Lebenszeit und Weltzeit darauf hin, daß die Endlichkeit des eigenen Lebens der Fortdauer der Weltzeit gegenübersteht. Das Bewußtsein der Begrenztheit der eigenen Lebenszeit muß in die Bewätigung der Alltagswelt integriert werden. Das geschieht durch symbolische Sinnwelten.
7. Religionssoziologie benennt als entscheidende Aufgabe der Religion in der Gesellschaft die Herstellung oder Bereitstellung verlässlicher Sinnstrukturen, um so das Grauen vor dem Tod zu reduzieren.
8. Der moderne Pluralismus stellt christliche Sinngebung vor die Frage der allgemeinen Verbindlichkeit.

e Begebenheit verdrängen (n.) zatlačit, zahrnat, vytlacit
potlačit, potlačovat

e Verdrängung¹⁰⁵ = zatlačení, vypozření, potlačení
tatsächlich = skutečně, opravdově
Religion-Exponent einer Gesellschaft Jes

7. ZWISCHEN GETHSEMANE UND EMMAUS

Sterben Jesu = erste
Kol 1,50 Schöpfer
ganze Schöpfung trauert mit

(h).
beben = zerschüttert, tröstet

Ich schaute von fern auf das Kreuz, an dem Jesus hing. Es war das Kreuz in der Mitte. Links und rechts von ihm hingen die beiden verurteilten Zeloten. Wir standen im Schatten des Galiläers. Wir spürten: Diese Menschen waren keine Verbrecher. Wir hatten die Zeloten kennengelernt. Wir hatten von Jesus gehört. Malchos sagte: Wenn die Sonne sehen und fühlen könnte wie wir, sie müßte vor Trauer dunkel werden. Wenn die Erde empfinden könnte, müßte sie vor Zorn beben. Aber die Sonne verdunkelte sich nicht. Die Erde blieb ruhig. Es war ein normaler Tag. Nur in mir war es dunkel. Nur in mir bebten die Fundamente des Lebens.

Andreas aus Sepphoris, in: Gerd Theißen,
Der Schatten des Galiläers, 225

(H) 27,5A

Trauerwege sind Lebenswege. Wenn wir Trauer auszuhalten haben, steht häufig das Motiv des Weges im Mittelpunkt. Das geschieht in der Sprache von Sterbenden, in den Träumen von Trauernden und in den biblischen Geschichten. Verena Kast berichtet den Traum der fünf- undzwanzigjährigen Elena, deren Freund Georg drei Wochen zuvor beerdigt worden war. »Georg schreibt mir einen Brief. Er bittet mich, ihn zu besuchen, und nennt mir als Treffpunkt einen Grenzbahnhof. Ich treffe ihn. Wir sind in einem Eisenbahnzug, zusammen mit anderen Menschen. An einer bestimmten Stelle müssen wir alle aussteigen, nur Georg darf und muß weiterfahren. Ich versuche, bei der allerhöchsten Stelle durchzusetzen, daß ich weiterfahren darf, daß ich mit Georg mitfahren darf. Es nützt alles nichts. Ich werde von dieser höchsten Stelle überhaupt nicht empfangen. Wir verabschieden uns zärtlich – ich bin wie betäubt. Ich muß nun einen Zug suchen, der zurückgeht. Ich suche endlos, wechse Bahnhöfe, habe das Gefühl, die ganze Nacht den richtigen Zug zu suchen. Irgendwann bin ich dann in einem Zug, der zurückfährt. In diesem Zug sind viele Menschen, ich habe Angst vor diesen Menschen – auch ist kein Platz da für mich. Ich stelle mich zwischen zwei Zugwagen. Ich erwache ganz gerädert« (Kast, 1977, 43). In diesem Traum sind zentrale Trauererfahrungen aufgehoben: die Reise, der Grenzbahnhof, die unbeeinflussbare Zielbestimmung, der nutzlose Protest bei »allerhöchster Stelle«, der Abschied, die mühsame Suche nach dem eigenen Weg, die Fremdheit gegenüber anderen Menschen.

Es ist nicht selbstverständlich, mit biblischen Erfahrungen trauern zu lernen. Und doch beinhalten auch diese Bilder, Geschichten und Worte Trauererfahrungen. Mehr noch: Sie sind wie Wegweiser auf unübersichtlichen Wegen.

Trauerwege gehen, das heißt, Wege zu gehen, die wir uns nicht selber ausgesucht haben. Und es sind Wege, deren Ziele wir am Anfang des Weges nicht kennen.

Warum ich biblische Trauerwege gehen möchte? Weil ich diesen Wegen am stärksten vertraue. Weil ich auf diesen Wegen Wahrheiten nahegekommen bin, die mir sonst verstellt geblieben sind. Weil es die Wege sind, die Gott selbst mit uns Menschen geht. Ich weiß, daß ich damit auf einen kulturellen Fundus zurückgreife, der vor Mißverständnissen nicht geschützt ist. Aber es ist auch ein Wissen, das vielen Menschen unter uns vertraut ist – vertrauter als Trauer-Rituale anderer Kulturen. Ich möchte also auch bei Vertrautem anknüpfen – wengleich wir dann ziemlich unbekannte und verschlungene Wege gehen werden. Ich bin einfach davon überzeugt, daß in den biblischen Erfahrungen die Wege eröffnet werden, die uns zum Leben führen.

Über sieben Stationen des Sterbens und Trauerns begleitet uns die Bibel. Die Ausgangsfrage jeder Trauer heißt: Ist das Leben zu seinem Ziel gekommen? Das Leben des armen Lazarus jedenfalls ist nicht zum Ziel gekommen. Es endete trostlos. Und wieviel Sterben endet, oft auf ganz andere Weise, trostlos. Sterben und Trauer hängen an der Frage der Gerechtigkeit und der Schuld – der Frage der Lazarus-Geschichte (7.1).

Trauerwege sind Wüstenwege. Das heißt: Trauer führt uns an Orte, die wir selber uns nicht ausgesucht haben. Es sind Orte und Räume, in denen uns unsere Orientierung abhanden kommt. Es sind Orte, aus denen wir keine Auswege erkennen können. Trauer führt uns in die Wüste, an die Lebens-Grenze. Und es braucht viel Zeit, bis wir erkennen, daß in der Wüste uns beides zugleich begegnet – Einsamkeit und die Nähe Gottes. Es braucht viel Zeit, bis wir die Wüstenwege durchschritten haben und zum Leben zurückfinden (7.2).

Sterben läßt sich kaum in Sprache fassen. Hier nehmen uns Bilder an die Hand. Und in solchen Sterbebildern taucht all das auf, was uns die biblische Geschichte von Jesu Jüngern berichtet, als sie selber »am Ende« waren: der Abend – die Über-Fahrt – das Boot – das andere Ufer – die Wellen, die über uns zusammenschlagen – der Schlaf – das Vertrauen. Wer Sterbende begleitet, der kennt all diese Bilder und weiß zugleich, wie schwer es ist, zum Ziel zu finden (7.3).

Höhe und Tiefe, Verklärung und Vergehen sind in der Sprache der Seele benachbarte Erfahrungen. Tabor (in der Legende der Ort der Verklärung Jesu) bedeutet: Nabel der Welt, der Ort, wo Himmel und Erde einander berühren. Nicht nur redaktionell, auch inhaltlich gehört deshalb die Verklärungsgeschichte Jesu zu seiner Passionsgeschichte. »Erst, wer bis zum Himmel emporgestiegen ist, wird den Mut besitzen, in die Hölle hinabzusteigen« (Eugen Drewermann, Tiefenpsychologie und Exegese, Bd. II, 349). Trauer beginnt, wo wir erfahren, daß Gottes Wirklichkeit und unser Leben so wenig zusammenpassen (7.4).

Die Zeichen sind es, die uns bleiben, wenn uns die Sprache verschlügt. Die Zeichen der Liebe, die Zeichen der Zuwendung, die Zeichen von Traurigkeit. Unser Leben ist arm geworden an heilenden und liebevollen Zeichen. Auf dem Weg der Nachfolge aber werden solche Zeichen wieder wach: die Zeichen der Liebe: die Salbung Jesu durch Maria (oder eine andere ihn liebende Frau) und Jesu eigenes Zeichen: die Fußwaschung. Der Gesalbte ist der gleiche, der sich erniedrigt. Jesus nimmt meine Füße in die Hand, reinigt sie und läßt mich weitergehen, wo meine Füße müde geworden sind. Zum Sterben und zum Trauern gehören beide Zeichen, die Zeichen hingebungsvoller Liebe und die Zeichen der Pflege und des Dienens (7.5).

Sterben und Trauern haben eine andere Verwandtschaft: Sie brauchen Räume – Getsemane-Räume, Menschen – Getsemane-Menschen in Nähe und in Distanz und Zeit – Getsemane-Zeit, die Zeit der Nacht, Jenseits-Zeit. Wer beginnt, mit biblischen Erfahrungen zu leben, der sieht und begreift, was uns heute fehlt: Getsemane-Räume, Getsemane-Menschen und das Gespür für die Getsemane-Zeit (7.6).

Trauerwege sind weite Wege. Wer trauert, möchte am liebsten einfach weggehen und alles hinter sich lassen, vielleicht sogar das Leben. Auch das ist in der Bibel nicht anders. Dort führen die Trauerwege von Jerusalem nach Emmaus. Die Trauernden nehmen aber auch hier ihre Trauer mit, die Trauergeschichten begleiten sie auf ihrem Weg – bis sie zum Ziel geführt werden. Trauernde verstehen das, wenn es dort heißt: Ihre Augen wurden gehalten. Trauernde sehen die Welt mit anderen Augen. Wer ist bereit, das auszuhalten? Und Trauernde brauchen Begleiter. Das hat in dieser Geschichte Jesus selbst getan, der Gekreuzigte, der Auferstandene. Trauernde verbindet der tiefste Wunsch: »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.« Mit dieser Bitte beginnt der Trauernde, sein Ziel zu finden: die Gemeinschaft mit Jesus, dem Christus. Das heißt

Trauern: sich zum Ziel führen lassen. Und selber um diese Nähe bitten (7.7).

Sieben Stationen, sieben Erfahrungen – biblische Erfahrungen, die uns heute helfen sollen, Sterbende und Trauernde zu begleiten.

Sieben Stationen :

7.1. GERECHTIGKEIT UND SCHULD: DAS LAZARUS-PARADIGMA

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und kostbares Leinen und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voll von Geschwüren und begehrte, sich zu sättigen mit dem, was von des Reichen Tisch fiel; dazu kamen auch die Hunde und leckten seine Geschwüre. Es begab sich aber, daß der Arme starb, und er wurde von den Engeln getragen in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und wurde begraben. Als er nun in der Hölle war, hob er seine Augen auf in seiner Qual und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß. Und er rief: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarus, damit er die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche und mir die Zunge kühle; denn ich leide Pein in diesen Flammen.

Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun wird er hier getröstet, und du wirst gepeinigt. Und überdies besteht zwischen uns und euch eine große Kluft, daß niemand, der von hier zu euch hinüber will, dorthin kommen kann, und auch niemand von dort zu uns herüber. Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus, denn ich habe noch fünf Brüder, die soll er warnen, damit sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual.

Abraham sprach: Sie haben Mose und die Propheten; die sollen sie hören. Er aber sprach: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße tun. Er sprach zu ihm: Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn jemand von den Toten auferstünde.
Lukas 16, 19–31

Zu Recht läßt sich fragen, ob das wirklich ein biblischer Text zu Tod und Sterben ist. Hier wird zwar das Sterben erwähnt, mehr noch, auch die Welt der Toten kommt in plastischer Klarheit und in kommunikativem Dialog zur Sprache.

Die Geschichte vom armen Lazarus ist eine ethisierte Geschichte. In ihr drückt sich in letzter Klarheit der Wunsch aus, daß Armut und Entrechtung nicht ewig andauern, sondern schließlich aufgelöst werden in Gerechtigkeit. Der Tod – eben nicht der alte Gleichmacher, sondern Spiegelbild irdischer Ungerechtigkeit, Korrektiv, Ausgleich. Der Tod als das ethische Korrektiv. Mehr noch, das Leben nach dem Tod ist das entscheidende Leben, das ist endgültig. Da helfen auch

nicht die angenehmen Erinnerungen an ein Leben »herrlich und in Freuden«.

Das, was ich als Lazarus-Paradigma bezeichne, ist die Frage nach der Gerechtigkeit. Ich halte sie für eine der zentralsten Fragen, die für jeden Menschen mit Tod und Sterben verbunden sind. Tod ist eben doch die unbestechliche Lebensbilanz. Der Ort, an dem sich nichts mehr interpretieren und verändern läßt. »Denn überdies besteht zwischen uns und euch eine große Kluft, daß niemand, der von hier zu euch hinüber will, dorthin kommen kann, und auch niemand von dort zu uns herüber.«

Die beiden Seiten unseres Lebens werden schlicht und einfach beschrieben: der reiche Mann – von dem sich nur seine Äußerlichkeiten berichten lassen, Purpur und kostbare Kleidung und ein Leben »herrlich und in Freuden«. Auch beim armen Lazarus bleibt es bei knappen Strichen einer Skizze: der Ort, draußen vor der Tür; der körperliche Zustand: voll von Geschwüren; seine existentielle Notlage: begehrte sich zu sättigen mit dem, was von des Reichen Tisch fiel; Zeichen seiner menschlichen Entwürdigung: dazu kamen die Hunde und leckten seine Geschwüre – wehrlos, ausgeliefert, auf den Hund gekommen.

Das ist die Lebens-Alternative: in Purpur – oder auf den Hund gekommen, ein Leben herrlich und in Freuden – oder Hunger und Abfall als Lebensmerkmal. Gerade eine solch sparsame Beschreibung löst in uns weit mehr Betroffenheit und Identifikation aus als eine rührende Geschichte. Wenig wird erzählt – viel bleibt unserer Einfühlung vorbehalten.

Ich kann diese Lebens-Alternative sehr gut nachvollziehen. Der Reiche hat das, was er sich gewünscht hat, was wir als erfolgreiches Leben bezeichnen. Der arme Lazarus ist das Gegenteil. Die Geschichte bleibt spröde: keine Ursachenforschung, keine soziale Analyse, keine sozialpolitischen Appelle, nichts. Nur das nackte Gegenüber von purpurner Kleidung und nackter Armut. Und doch schlägt das Herz des Erzählers schon an dieser Stelle beim Lazarus. Von ihm wird erzählt, daß er leidet, von ihm wird erzählt, daß er »begehrt, sich zu sättigen mit dem, was von des Reichen Tisch fiel«. Abhängigkeit, Krankheit und Ausgestoßenheit, das ist die Lebenslage des Lazarus. Damit sind die drei Endlichkeiten des Menschen angesprochen: endlich in seiner Bestimmung über sich selbst (Abhängigkeit), endlich in seiner Gesundheit und körperlichen Integrität (voll von Geschwüren), endlich in seiner sozialen Existenz, ausgestoßen (lag vor seiner Tür).

Das ist es, was das Leben so sinnlos macht. Wenn alles das nicht zum

Ziel gekommen ist, was wir uns eigentlich für unser Leben gewünscht hätten. Für eine Lazarus-Existenz erscheint der Tod noch viel deprimierender als für die Existenz des Reichen. Er hat sein Leben nicht gelebt.

Wer sich dem schmerzhaften Prozeß aussetzt, mitten in seinem Leben Bilanz zu ziehen, der wird sich immer wieder solcher Lazarus-Erfahrungen bewußt werden: ausgestoßen sein, nicht anerkannt, nicht erwünscht, überflüssig, störend. Und in seinen Wünschen nie zum Ziel gekommen, nichts, was einem wirklich gehört. Leben aus zweiter Hand. Und sich in seiner Haut nicht wohlfühlen. Die Haut ist die Schutzschicht unseres Lebens, und die hat hier nicht gehalten, ist durchlöchert, voll von Entzündungen und Verletzungen. Lazarus hat sich seiner Haut nicht erwehren können. Die Traurigkeit eines Lebens läßt sich knapper kaum beschreiben.

Die Lazarus-Seite meines Lebens kann ich gut nachempfinden. Und sie macht mich traurig, nicht hoffnungsvoll. Was hat sich an meinem Leben wirklich gelohnt? Bin ich nicht immer in Abhängigkeit verblieben? Habe ich nicht immer wieder erfahren, daß ich unerwünscht war? Habe ich nicht immer wieder darunter gelitten, daß ich draußen saß, draußen vor der Tür? Und bin ich nicht immer dünnhäutiger geworden? Meine Haut zeigt Narben und Verletzungen, weil niemand mich geschützt hat und ich selber mich meiner Haut nicht erwehren konnte. Mehr noch, diese Wunden haben kein Mitgefühl hervorgerufen, sondern nur das Animalische mir an die Seite gestellt, die Hunde, deren ich mich nicht einmal erwehren kann.

Die Lazarus-Seite meines Lebens ist die Seite, die ich gern verstecken möchte, die ich nicht wahrhaben möchte – schon gar nicht, wenn es um die Bilanz meines ganzen Lebens geht.

Aber diese Lazarus-Seite geht weiter. Sie betrifft im Tiefsten die Menschen, die vom Leben betrogen worden sind, die Armen und Entrechteten – die Lazarus-Seite unseres Kontinents. Die Seite, die wir alle gern »draußen vor der Tür« lassen möchten, die wir – ohne es zu ahnen und ohne es zu hindern – abhängig halten von unseren Wohltaten, die diesen Namen »Wohltaten« nicht verdient haben. Die Lazarus-Seite unseres Kontinents läßt sich markanter und knapper kaum beschreiben: ausgestoßen, also gesellschaftlich und politisch irrelevant, machtlos, ohnmächtig, hilflos. Voll von Geschwüren, also von Krankheiten und Seuchen übersät, den Plagen ausgesetzt, ohne schützendes Dach, ohne Gemeinschaft derer, die die Interessen der Gedeimigten durchsetzen, ohne den Schutz der Solidarität, ohne

Rechtsanspruch, geschwächt und deshalb wehrlos, ohne Achtung und Selbstachtung. Und begehren sich zu sättigen von den Tischen der Reichen – abhängig von einer erniedrigenden Barmherzigkeit. Geliehenes Leben. Entwürdigtes Leben.

Die Lazarus-Seite ist längst mehr als individuelles Geschick, es ist das Paradigma der Ungerechtigkeit zwischen wirtschaftlich starken Nationen und abhängigen Nationen, die ausgeliefert sind. Die Lazarus-Figur ist zum Merkmal ganzer Staaten und Kontinente geworden. Und die Christen sitzen häufiger an den Tischen des Reichen, als daß sie draußen beim Lazarus anzutreffen wären. Die Frage der wirtschaftlichen Gerechtigkeit wird hier in kaum zu übertreffender Klarheit und Schlichtheit dargestellt.

Das Thema von »arm und reich« ist in keinem anderen Evangelium so zentral behandelt wie gerade hier bei Lukas (allein das Adjektiv ptōchos – arm – findet sich bei Lukas zehnmal; plousios und verwandte Begriffe – reich – vierzehnmal gegenüber viermaliger Verwendung bei Matthäus und dreimal bei Markus). Im lukanischen Sondergut steht der Verzicht auf Besitz an zentraler Stelle. Lukas stellt das Bild einer Urgemeinde vor, die Gütergemeinschaft als Lebensgemeinschaft übte. Der Reiche hängt sein Herz an Besitz und ist auf Besitzvermehrung bedacht. Solche Besitz-Gesinnung geht weit über die materiell Besitzenden hinaus.

Es gibt eine geheime Verwandtschaft zwischen der Lazarus-Seite meines eigenen Lebens und der Lazarus-Existenz ganzer Kontinente.

Nur, wer seine eigenen Lazarus-Anteile kennt, wird mitempfunden können mit der Lazarus-Existenz ausgenutzter und entrechteter Völker.

Das Lazarus-Paradigma wird im Zusammenhang mit Trauern immer dann lebendig, wenn wir vor der Frage stehen: Woran hängt dein Herz? Reichtum wird da zur Lebens-Belastung, wo ich anderen in und mit meinem Reichtum alles schuldig bleibe. Bin ich dem Lazarus neben mir gerecht geworden, oder bin ich ihm Zuwendung und Nähe schuldig geblieben? Diese Herausforderung darf nicht psychologisierend entschärft werden. Es geht auch um den zentralen sozialpolitischen Konflikt zwischen Habenden und Habenichtsen.

In einem inzwischen zwanzig Jahre alten Buch hat Helmut Gollwitzer (Die reichen Christen und der arme Lazarus, 1968) dieses Paradigma wirtschaftspolitisch konkretisiert. Seine damaligen Äußerungen haben leider nichts von ihrer Aktualität verloren. »Wir sind der reiche Mann. Das ist unsere genaueste, unbestreitbare Ortsbestim-

mung. Wir gehören zu dem einen Drittel der Menschheit, das mit Entfettungskuren beschäftigt ist, während die anderen zwei Drittel mit Hunger und Verhungern beschäftigt sind (...). Die getauften Reichen verstößt ihr Herr, und die getauften und ungetauften Ausgeplünderten nimmt er in seinen Schoß. »Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten auferstünde.« Es ist einer von den Toten auferstanden, und die Reichen an ihrem Tisch bekennen das, und trotzdem hungert und verhungert vor ihrer Tür weiter der arme Lazarus zu Millionen. Der Skopus dieser Geschichte ist nicht, wie es manchmal verdächtigt wird, jenseitiger Opium-Trost für den armen Lazarus. Es ist einseitig an den reichen Mann adressiert, es will nicht die Armen mit jenseitigem Ausgleich trösten; sondern die Reichen vor der Verwerfung warnen und zu diesseitigem Hören und Tun antreiben« (Gollwitzer, 1968, 14f.). Das meine ich; wenn ich von einer ethisierten und darin ethisierenden Geschichte spreche.

Das hilft uns auch, klarer zu verstehen, daß Schuld es immer auch mit ganz handfesten Anfragen zu tun hat. Daß ich jemandem Leben schuldig bleiben kann, weil ich ihm Zeit und Güter schuldig bleibe.

Hinzu kommt die zweite Seite: Trauernde haben häufig gegenüber Nicht-Trauernden das Gefühl, ebenso wie der Lazarus draußen vor der Tür zu liegen. Witwen, die sich nicht mehr in den früheren Freundeskreis wagen, weil dort nur Ehepaare zusammen sind, ältere Menschen, die sich nicht mehr in Gruppen wagen, weil sie nicht mehr mithalten können. Trauern bedeutet bei uns häufig genug: materiell wie seelisch eine Lazarus-Existenz führen. Der Trauernde als Lazarus:

- ⊖ er liegt vor unserer Tür, weil er sich mit seiner Trauer vom Leben abgeschnitten und bei den unbeschwert Lebenden deplaziert fühlt;
- ⊖ er ist voll von Geschwüren: Seine Haut ist verletzt, er hat keine intakte Schutzschicht mehr; immer wieder bricht er, bricht sie in Tränen aus, ist empfindlich;
- ⊖ und er begehrt, was vom Lebenstisch der Lebendigen herabfällt. Er hungert viel mehr nach Leben als die unbeschwert Lebenden, die »Leben satt« haben;
- ⊖ die Hunde kamen und leckten seine Geschwüre. An seinen Wunden entsteht – wie jeder Verletzte weiß – Wut und Aggression. Das Zynische gesellt sich zum Verletzten. Zynismus ist eine Leidensform der Lazarus-Trauerexistenz.

Und dann die Umkehrung. Am Ende dieses Trauerweges steht

Abrahams Schoß, Geborgenheit, wie sie keiner erfährt, der »das Leben satt« hat.

Die Pointe dieses Lazarus-Paradigmas liegt dort, wo die Besitzenden hingewiesen werden auf die Wahrheit der Propheten, auf die Wahrheit der biblischen Erfahrungen. Nur dort können wir Leben gewinnen, nur da wird sich unsere Trauer verwandeln. Deshalb ist die Lazarus-Geschichte ein gutes Grundmotiv, mit biblischen Erfahrungen zu trauern. Denn wir verstehen das Leben nicht aus uns selbst und werden es nicht in uns selber finden, sondern dort, wo wir am Ende unserer Trauer Vertrauen erfahren haben – wie in Abrahams Schoß.

Arme Menschen wissen mehr vom Tod – das drückt sich auch in Märchen aus. Das Märchen von Janosch »Der Tod und der Gänsehirt« mag dafür als eindrückliches Beispiel dienen. Es trägt in sich viele Anklänge auch zu den Motiven, die wir in der Sturmstillungs-Geschichte genauer erleben werden.

Märchen »Einmal kam der Tod über den Fluß, wo die Welt beginnt. Dort lebte ein armer Hirte, der eine Herde weißer Gänse hütete. ›Du weißt, wer ich bin, Kamerad?‹ fragte der Tod. ›Ich weiß, du bist der Tod. Ich habe dich auf der anderen Seite hinter dem Fluß oft gesehen.‹ – ›Du weißt, daß ich hier bin, um dich zu holen und dich mitzunehmen auf die andere Seite des Flusses.‹ – ›Ich weiß. Aber das wird noch lange sein.‹ – ›Oder wird nicht lange sein. Sag, fürchtest du dich nicht?‹ – ›Nein, sagte der Hirte. ›Ich habe immer über den Fluß geschaut, seit ich hier bin, ich weiß, wie es dort ist.‹ – ›Gibt es nichts, was du mitnehmen möchtest?‹ – ›Nichts, denn ich habe nichts.‹ – ›Dann werde ich jetzt weitergehen und dich auf dem Rückweg holen. Brauchst du noch etwas, wünschst du dir noch was?‹ – ›Brauche nichts, hab' alles, sagte der Hirt. ›Ich habe eine Hose und ein Hemd und ein Paar Winterschuhe und eine Mütze. Ich kann Flöte spielen, das macht lustig. Meine Gänse verstehn nicht viel von Musik.‹

Als dann der Tod nach langer Zeit wiederkam, gingen viele hinter ihm her, die er mitgebracht hatte, um sie über den Fluß zu führen. Da war ein Reicher dabei, ein Geizhals, der zeit seines Lebens wertvolles und wertloses Zeug an sich gerafft hatte: Klamotten, auch Gold und Aktien und fünf Häuser mit etlichen Etagen. Der Mann jammerte und zeterte: ›Noch fünf Jahre, nur noch fünf Jahre hätte ich gebraucht, und ich hätte noch fünf Häuser mehr gehabt. So ein Unglück, so ein Unglück verfluchtes!‹ Das war schlimm für ihn. Ein Rennfahrer war unter ihnen, der zeit seines Lebens trainiert hatte, um den großen Preis zu gewinnen. Fünf Minuten hätte er noch ge-

114

Heidegger: Als frei - muß ich zu meinem Tod
vorlaufen. (Die Freiheit zum Tod)

braucht bis zum Sieg. Da erwischte ihn der Tod. Das war schlimm für ihn.

Ein Berühmter war dabei, dem ein Orden gefehlt hatte, nur ein einziger Orden, für den er Jahre aufgewendet hatte, da holte ihn der Bruder Tod. Das war schlimm für ihn.

Dann war da ein junger Mann, der hatte an seiner Braut gehangen, denn sie waren ein Liebespaar gewesen, und keiner konnte ohne den anderen leben.

Ein schönes Fräulein war dabei mit langen Haaren. Und viele Reiche, die jetzt nichts mehr besaßen, und noch mehr Arme, die jetzt auch nicht das besaßen, was sie gerne hätten haben wollen. Ein alter Mann war freiwillig mitgegangen. Aber auch er war nicht froh, denn siebzig Jahre waren vergangen, ohne daß er das bekommen hatte, was er hätte haben wollen. Schlimm für sie alle.

Als sie an den Fluß kamen, wo die Welt aufhörte, saß dort der Hirt. Und als der Tod ihm die Hand auf die Schulter legte, stand er auf, ging mit über den Fluß, als wäre nichts, und die andere Seite hinter dem Fluß war ihm nicht fremd. Er hatte Zeit genug gehabt, hinüberzuschauen, er kannte sich hier aus, und die Töne waren noch da, die er immer auf der Flöte gespielt hatte; er war sehr fröhlich. Das war schön für ihn.

Was mit den Gänsen geschah? Ein neuer Hirt kam.«

In bibliodramatischer Gestaltung der Lazarus-Geschichte ist es nach meiner Erfahrung wichtig, den Reichen und den Lazarus in einer Person zu verkörpern. Wir gestalten den Reichen: Mich überrascht, wieviele Gegenstände ihm »angehängt« und zugeordnet werden. Je mehr Gegenstände aufgehäuft werden, um so arroganter wird der Gesichtszug des Reichen. Die anderen TeilnehmerInnen werden gebeten, sich in Körperhaltung und Abstand so hinzustellen, wie sie ihr Verhältnis zum Reichen darstellen möchten. Und ich bitte den Reichen, zu sagen, was er sieht: Neugier und Neid, Ablehnung und Ergebnis, Distanz und Schmeichelei. Der Reiche empfindet sich selbst als mächtig, aber gefühllos. Nun wechselt der Reiche in die Rolle des armen Lazarus. Alle anderen verharren in ihrer Position. Was sieht der Lazarus: »Alles dreht sich um den Reichen!« Sein Gesicht wird traurig, aber warmherzig. Der Lazarus stirbt. Die Gruppe bildet einen engen Kreis, Abrahams Schoß. Da liegt nun unser Lazarus. Schließt die Augen, läßt sich tragen, streicheln, kann sich fallen lassen. So haben wir einen Teil der Lazarus-Geschichte bibliodramatisch erlebt.

☿ verkörpert beide - Reiche + Arme
Warum sieht der reiche Mann Lazarus nicht?
Was macht ihn lieblos.
Lk 14

Joh 1, 18

Solidarität
des kreativen
e Hunde → durch
Schöpfung, was
Barmherzigkeit
ist
→ Hunde unred
Communio

7.2. WÜSTENERFAHRUNGEN UND LEBENSZIELE: VERSUCHE UND VERSUCHUNGEN

Jesus aber, voll heiligen Geistes, kam zurück vom Jordan und wurde vom Geist in die Wüste geführt, und vierzig Tage lang von dem Teufel versucht. Und er aß nichts in diesen Tagen, und als sie ein Ende hatten, hungerte ihn. Der Teufel aber sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so sprich zu diesem Stein, daß er Brot werde. Und Jesus antwortete ihm: Es steht geschrieben (Dtn 8,3): »Der Mensch lebt nicht allein vom Brot.« Und der Teufel führte ihn hoch hinauf und zeigte ihm alle Reiche der Welt in einem Augenblick und sprach zu ihm: Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie, wem ich will. Wenn du mich nun anbetest, so soll sie ganz dein sein. Jesus antwortete ihm und sprach: Es steht geschrieben (Dtn 6,13): »Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.« Und er führte ihn nach Jerusalem und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so wirf dich von hier hinunter; denn es steht geschrieben (Ps 91, 11.12): »Er wird seinen Engeln deinetwegen befehlen, daß sie dich bewahren. Und sie werden dich auf Händen tragen, damit du deinen Fuß nicht an einen Stein stößt.« Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es ist gesagt (Dtn 16): »Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.« Und als der Teufel alle Versuchungen vollendet hatte, wich er von ihm eine Zeilang.

Lukas 4, 1-13

Trauerwege sind Wüstenwege. Wir werden – ohne daß wir selber es gewollt oder geplant haben – in ein unwegsames und einsames Gelände geführt. Wir geraten in ein Gebiet, in dem wir plötzlich allein sind. Wir sind, anders als jemals zuvor in unserem Leben, auf uns gestellt. Mehr noch: Wir begegnen uns selbst in einer Intensität und Ausschließlichkeit, die wir vorher nie gekannt haben. Wir sehen – je länger wir gehen – keinen Anfang und kein Ende. Wir sehen nur Wüste. Leere, Einsamkeit. Und wir wissen nicht, wie lange diese Wüstenzeit dauern wird.

Auch Jesus hat sich diesen Weg nicht gewählt, nicht ausgesucht. Auch er wurde geführt: »vom Geist in die Wüste geführt«. Zeit und Ort des Wüstenaufenthaltes kann man sich nicht selbst aussuchen. Und doch ist es der für Jesus notwendige Weg, bevor er begann, öffentlich zu wirken. Solche Wüstenzeit legt den notwendigen Zwischen-Raum zwischen bisherigem Leben und künftiger Bestimmung. Jesus geht diesen Weg gezeichnet, gekennzeichnet: »Jesus aber, voll heiligen Geistes, kam zurück vom Jordan und wurde vom Geist in die Wüste geführt« (Lk 4,1). Dieser Wüstenweg ist ein Weg an die Lebensgrenze. Und darin sind Trauernde Jesus sehr ähnlich. Auch sie sind an die Lebensgrenze geführt worden.

Bevor wir nun mit den Trauernden den Weg in die Wüste gehen, wollen wir uns vergegenwärtigen, wie Jesus diesen Weg gegangen ist und warum. In der Bibel ist die Wüste ein zentraler Ort. Hier bleibt Jesus vierzig Tage und vierzig Nächte, um sich vorbereiten zu lassen auf seine Lebensaufgabe. Hier werden ihm Kräfte zuwachsen – da, wo nichts und niemand ihn ablenkt. Die Wüste wird zum Raum der Umkehr, zum Raum für inneres Wachsen. Die Wüste, das war schon zu biblischen Zeiten der Ort, wo Menschen Gott nah sind, der Ort, wo sich Gott unsichtbar und behutsam nähert. Die Wüste ist nach Drewwermann die Zone der Einsamkeit und des Schweigens. Diese Einsamkeit aber können wir nur dann betreten und aushalten, wenn wir im Innersten auf die Führung Gottes vertrauen.

Und die Wüste ist der Raum der Zurückgezogenheit, der Distanz. Hier relativiert sich alles, was zuvor scheinbar so bedeutsam war. Hier, wo die Konturen verschwimmen, wo das alltägliche Leben stillsteht, hier entwickelt sich die eigentliche Bedeutsamkeit des Lebens, hier entfaltet sich die eigentliche Lebensaufgabe.

Wüstenerfahrung ist eng verbunden mit der biblischen Exodus-Erfahrung. Der Weg des Volkes Israel in das gelobte Land ging durch die Wüste – und dieser Weg dauerte vierzig Jahre.

Auch das Leben Jesu begann – dem Lukas-Evangelium zufolge – mit einer Wüstenwanderung, mit dem Weg nach Ägypten. Nur dieser Weg durch die Wüste bewahrte das Neugeborene vor der Vernichtung. Die Wüste ist in den ersten Tagen des neugeborenen Jesus sein flüchtiges Zuhause. Auf jeder Flucht erfahren wir Wüste, Orte, die für uns fast unerträglich leer sind, Orte, wo wir die Schutzlosigkeit mit Händen greifen können.

Wüste ist der Ort, wo wir einsam und ausgeliefert sind, wo wir keine Herkunft und kein Ziel entdecken können, wo sich alles in unserem Leben im Kreis dreht – der Ort, an dem unser Leben zutiefst gefährdet ist.

Und gleichzeitig ist die Wüste der Ort der Gottesnähe. Da, wo wir allen anderen Einflüssen, jedem fremden Halt entzogen sind, da stehen wir mit unserem Leben vor dem Angesicht Gottes.

Der Trauernde erlebt seine Lebensgeschichte besonders in den ersten vierzig Tagen und Nächten nach dem Tod eines engen Angehörigen als Wüstengeschichte. Der Trauernde hat sich diesen Weg nicht ausgesucht – aber er kann ihm auch nicht entgehen. Auch die gutgemeinte Nähe von anderen Menschen erspart ihm nicht die Wüstenerfahrung. Er fühlt sich, je länger je mehr, in Gesellschaft dieser weni-

Exodus-Erfahrung